# Großmutters Schatz

PETER KLASSEN

EX LIBRIS
UNIVERSITATIS
ALBERTENSIS

Prairie Provinces Collection

X.N99
1939 sgd
Pub in Superb, Sk.

Peter Massen
(Quidam)

# Großmutters Schatz

Der Verfaſſer
Peter Klaſſen

Meinem Freunde und Volksgenossen

.....

.....

# Nicht allein

Ich bin allein! — Allein — allein muß ich die schwere Straße geh'n,
Wenn neben mir auch viele, viele tausend von den andern,
Die meines Volk's, die Brüder mir, dieselbe Straße wandern. . .
Noch keiner von den Tausenden hat mich geseh'n, blieb steh'n.

Sie geh'n vorbei! — Sie schaffen, rackern, rennen, haben keine Zeit,
Für einen wing'gen Augenblick mit mir sich abzugeben,
Zu fragen, wie das unerbittlich' Schicksal mich im Leben
Getrennt von allem, was mir lieb und teuer, ach, so weit.

Sie sind mein Volk! — Ich kenne viele nicht, und sie mich alle nicht.
So weit von Hause können wir einander nicht verstehen
Und müssen auf derselben Straß' verschied'ne Wege gehen;
Und sind doch eines Volks! Fast mir das Herz darüber bricht.

Bist Du allein? — Fragt keiner Dich: „Wohin so einsam Deines Weg's?"
Bleibt keiner steh'n, ein stärkend' Wörtlein Dir zum Trost zu sagen?
Hilft keiner Dir des rauhen Schicksals schwere Last zu tragen?
Verzage nicht! Von heut an geh'n wir zwei desselben Wge's.

Wir war'n allein! — Nie hab' ich Dich auch nur dem Namen nach gekannt,
Doch bist Du einer, der von fern mein S.O.S. vernommen,
Der stehen blieb, die Richtung nahm und mir zu Hilf' gekommen
Und über weite Fernen reichte mir die Bruderhand.

Bin nicht allein! — Denn seit in Dir den Bruder und den Freund ich fand,
Scheint heller, wärmer mir die Sonn' und glänzender die Sterne. . .
Mir ist's, als winken Deine Augen mir aus weiter Ferne,
Als ob ich spür' den festen Druck der treuen Bruderhand.

Bist nicht allein! — Läg' zwischen Dir und mir auch eine ganze Welt,
Das Etwas, das uns bindet, würde leicht sie überbrücken.
Nicht Welt und Mensch, noch Teufel kann dies Etwas unterdrücken;
Es hält und bindet uns bis einst der letzte Deutsche fällt!

Wir nicht allein! — Du, ich und viele tausend unsrer Freunde mehr,
Die alle deutschem Stamm und alle deutschem Blut entsprossen,
Sind Deutsche ja, sind alle Brüder, alle Volksgenossen
Und halten unser Erbe teuerwert und hoch in Ehr'.

O Canada! — Dir, teure Nordland-Heimat unsrer eig'nen Wahl,
Ein dreimal „Hoch!" In dir, mit dir woll'n wir zur Höhe streben.
Wir Deutsche steh'n für dich und sind dir alle treu ergeben.
Und — deutsche Treu' schützt besser als der allerhärt'ste Stahl.

Im..... 1939
Superb, Sask., Canada

J. Klaus

Peter Klaſſen
( Quidam )

# Großmutters Schatz

und andere Geſchichten, Gedichte und Fabeln

Illuſtrationen von Arnold Dyck

1939

Selbſtverlag des Verfaſſers
Superb, Saskatchewan
Canada

# Heute

Gebt Liebe mir, weil ich euch nah'!
Schenkt Blumen mir, weil ich noch da!
Für ſpäter niemand damit karge!
— Ich will und brauch' ſie nicht im Sarge!

Gönnt' mir doch heut' ein freundlich Wort!
Treibt heut' mich nicht durch Kälte fort!
Laßt heut' mich ſein im Bund der Dritte!
Heut' traut mir, weil ich darum bitte!

Was Gut's für mich ihr habt im Sinn,
Heut' nehm' ich's alles dankbar hin;
Doch habt ihr einmal mich begraben,
— Laßt mich in Ruh, will Frieden haben!

Auch einen Grabſtein ſtellt mir nicht;
Denn Anerkennung brauch' ich nicht.
Wenn ich ſchon tot, ein Menſch geweſen!
Dort will ich Ruh; vom Menſch' geneſen!

## Kleine Dinge

Am Abend, wenn die Sonne ſich neigt,
Mit dem ſcheidenden Tag ein Stück „Ich“ entfleucht
Ein „Etwas“ von mir, das gelebt und geſtrebt,
Zugleich mit dem Tag hat ausgelebt!

Das Etwas, das plötzlich in „Nichts“ zerrann,
Ein Wort, das jemandem Harm getan,
Unterlaſſene Tat, verſäumte Stund',
Sie machen im wehen Herzen ſich kund.

Am Abend, wenn der Abendſtern blinkt,
Im nahen Gebüſch die Nachtigall ſingt,
Dann faß' ich für „morgen“ friſchen Mut.
„Was heut ich gefehlt, mach' morgen ich gut!“

## Am Abend

Ein kleines Plätzchen, der eigene Herd,
Ein kleines Weibchen, vom Himmel beſchert,
Ein kleines Kindlein, vom Himmel ein Gruß,
Sind größter Wünſche vollendeter Schluß.

Ein freundliches Wörtchen nach Tageslaſt,
Im friedlichen Heim ein Stündlein Raſt,
Ein Kindlein, das lallend „Vater!“ ſpricht,
Wer mehr noch wünſchet, — iſt wert ihrer nicht! —

Ein kleines Glück nur, vom Dieb nicht begehrt,
Dein Tun und Laſſen von niemand gewehrt,
Wenn du mit dieſen zufrieden kannſt ſein,
Ein Stück vom Himmel iſt hier dann ſchon dein.

# Großmutters Schatz

## Etwas Geſchichte

Faſt drei Jahrhunderte lang war die Türkei der Schrecken Südoſteuropas und der Stein des Anſtoßes in den Beziehungen zwiſchen den europäiſchen Staaten geweſen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts ſteuerte ſie ihrem ſicheren Ende zu. Hätten nicht Rußland und England ſchon früher eingegriffen, ſie hätte ihre Machtſtellung auf dem europäiſchen Feſtlande wohl verloren gehabt. Die Weltgeſchichte hätte einen anderen Gang genommen.

Im Jahre 1852 wandte ſich Zar Nikolaus I. plötzlich ganz von der Türkei ab und ſchlug eine ganz neue Politik ein. Im Februar 1853 hatte er mit dem engliſchen Geſandten von Paris, Sir Hamilton Seymor, bezüglich der Türkei mehrere Beratungen, in welchen er unter anderem ſagte. „Der kranke Mann (die Türkei) liegt im Sterben. Wir müſſen uns rechtzeitig über ſeinen Nachlaß einigen. Wenn nichts unternommen wird, könnte ich in die Lage verſetzt werden, daß ich Konſtantinopel beſetzen müßte.“ Und dann machte er den Vorſchlag, die Türkei ſich einzuteilen, wie man im

19. Jahrhundert Polen gegen Rußland, Deutschland und Oesterreich aufgereizt hatte.

England aber widersetzte sich diesem Vorhaben und wurde dabei von Frankreich energisch unterstützt. Rußland wollte den Bosporus und die Dardanellen in seinen Besitz bekommen, um freien Zugang zum Mittelländischen Meer zu haben und anderen Nationen den freien Zugang zum Schwarzen Meer versperren zu können.

Als die Verhandlungen zu keinem Ziele führten, schickte der Zar eine große Gesandtschaft mit dem Fürsten Menschikoff an der Spitze nach Konstantinopel, den Sultan zu zwingen, daß er das Protektorat des Zaren von Rußland über alle türkischen Untertanen griechisch-orthodoxen Glaubens anerkenne. Diese Schutzherrschaft über alle Rechtgläubigen in der Türkei hätte dem Zaren jederzeit erwünschte Gelegenheit gegeben, in die innere und äußere Politik der Türkei ausschlaggebend eingreifen zu können.

Auf Anraten des englischen Gesandten in Konstantinopel verweigerte der Sultan die Anerkennung solcher Schutzherrschaft aufs entschiedenste.

Sobald der Zar die Absage erhalten hatte, ließ er seine Truppen, die marschbereit an der Grenze standen, über den Pruth in Moldau und die Walachei, die türkisches Gebiet waren, einrücken, und der allbekannte Krimkrieg begann im Juli 1854.

Sofort eilten England und Frankreich dem bedrohten Türken zu Hilfe. Die englische Flotte beherrschte das Schwarze Meer vollständig. Die kleine russische Flotte verkroch sich in der Bucht von Sewastopol. Die Zufuhr von englischem Militär, Munition und Vorräten war sichergestellt. Die Verbündeten stellten es sich einfach vor, dem Russen eine Lehre zu erteilen, und gingen ziemlich leichtfertig an die Sache.

Doch General Todleben, der heldenmütige Verteidiger Sewastopols, gab ihnen bei der Belagerung von Sewastopol eine Nuß zu knacken, die ihnen zehntausende Menschenleben kostete, und als sie Sewastopol schließlich eingenommen hatten, war die Nuß noch leer!

Faſt zwei Jahre währte der Krieg, bis am 30. Mai 1856 in Paris der Friedenspakt geſchloſſen wurde. Keinem außer der Türkei hatte der Krieg viel geholfen, aber allen viel geſchadet.

England koſtete dieſer Krieg 41,000,000 Pfund Sterling und 24,000 Menſchenleben und den Ruſſen nicht weniger. Außerdem wurde das Schwarze Meer für die internationale Schiffahrt neutraliſiert und die Dardanellen für Kriegsſchiffe aller Nationen geſperrt.

An dieſem Kriege nahmen unſere Urgroß- und Großväter als Fourageſahrer teil, und mancher Leſer wird ſich noch erinnern, wie ſie aus der „Podwodtiet“ erzählten.

### Dorfidylle vor achtzig Jahren

Langſam ſank die Septemberſonne dem Horizont zu, deſſen Linie im Weſten, wie von einer ſchwarzen Mauer begrenzt, von einer jungen Waldanpflanzung am klaren Himmel ſich ſcharf abzeichnete.

Sie ſchickte ihre ſchrägen Strahlen über ein am Molotſchnaflüßchen gelegenes deutſches Dorf und ſeine Umgebung, alles wie in einen goldenen Schleier hüllend.

Von allen Seiten zogen von den Feldern die Bauern mit ihren Geſpannen dem Dorfe zu. Wiehern der Pferde, Raſſeln der Ketten und des Geſchirrs, Klappern der Wagen und Kreiſchen trockengelaufener Pflugräder erfüllte die Luft. Dazwiſchen klangen Grüße und Scherze, die ſich die heimkehrenden Pflüger zuriefen.

Kerzengerade ſtiegen aus den Schornſteinen die Rauchſäulen der Küchenfeuer, den heimkehrenden Pflügern kündend, daß das Abendbrot für ſie bereitet wurde.

Längs der Dorfſtraße zog die Rinderherde, eine bleigraue Staubwand hochwirbelnd, die über der Straße in der unbewegten Luft noch lange wie eine Wolke ſchweben blieb.

An den Hoftoren und bei den Gatten der Kuhſteige ſtanden Mädchen und Kinder, die Kühe erwartend, um ſie in die Gehege zu treiben und zu melken.

An dem Gatt des Kuhſteges der an der Mittelgaſſe gelegenen

Wirtſchaft ſtand die ſiebzehnjährige Lena Neufeld, die Kühe ihres Vaters ins Gehege zu treiben. Neben ihr verſuchte ihr zwölfjähriger Bruder Hans ſeine neue Peitſche. Eben hatte er gegen das Verbot des Vaters dem alten Miſchka Haare aus dem Schweif gezupft und ſie an dem Riemen ſeiner Peitſche befeſtigt und knallte nun drauf los, daß die noch drei Höfe entfernte Herde erſchreckt ſtehen blieb, und der große Zuchtbulle, der keinen Spaß verſtand, ein ärgerliches Brüllen ausſtieß und kampfluſtig mit den Vorderhufen die Erde aufriß und ſie ſich über den Rücken ſchleuderte, bereit, jeden Augenblick zum Angriff vorzugehen.

„Knalle nicht! Du machſt ja den Bullen wild und verängſtigſt alle Kühe“, rief Fritz Harder von über der Straße, als er vom Hofe ſeines Vaters auf die Straße trat, dem Hans zu, und dann leiſer: „Guten Abend, Lena! Heiße ihn aufhören! Die ganze Herde ſteht ja ſchon.“

„Hans, jetzt hörſt du auf, oder ich ſage es Vater, daß du wieder . .“

„Klagematz, Klagematz“, ſpottete Hans und lief, ſeine Peitſche ſchwingend, auf den Hof und verſchwand hinter der Scheune.

Fritz ging langſam auf die Straße, die Kühe ſeines Vaters aus der näherkommenden Herde ſcheidend und ſie dem Hofe zuſteuernd. Dabei war er der Lena ziemlich nahe gekommen. Mit leiſer Stimme, den Blick auf ſeine Kühe gerichtet, fragte er: „Lena, kommſt du heute Abend in den Garten?“

Ihn garnicht anſehend antwortete Lena. „Ich weiß nicht. Wenn Vater zu Hauſe bleibt, kann ich nicht.“

„Der wird zum Schultenbott gehen. Bei uns iſt die Anſage ſchon geweſen. Kommſt du?“

„Wenn ich abkann, komme ich.“

„Ich werde auf dich warten. — Bleß! Weißt du nicht, wo dein Zuhauſe iſt? Da gehſt hin“, und Fritz klopfte der Bleß liebkoſend auf den breiten Rücken, denn Bleß war direkt auf ihn zugegangen, um ſich von ihm ſtreicheln zu laſſen. Der Fehler war, daß Fritz

nicht da ſtand, wo er hätte ſtehen ſollen, wollte er die Kühe aufwehren

Lena hatte darüber ein Kalb vorbeigehen laſſen und lief ihm jetzt nach und fing es ein. Sie legte ihm den Peitſchenriemen um den Hals und verſuchte es zum Gatt zu führen. Aber die Kälber waren vor achtzig Jahren genau ſo dumm, wie ſie es heute noch ſind. Das Kalb ſträubte ſich, ſtemmte alle Viere auf. „Ich komme nicht!“ und ſtand wie eingegraben. Dann kitzelte Lena es auf dem Rücken. Das half vor achtzig, wie es heute hilft, wenn ein ſtörriges Kalb nicht gehen will. Das Kalb ſetzte zum Lauf an, zwei wilde Sprünge – der Peitſchenriemen ließ es nicht weiter, und ſtockbeinig blieb es wieder ſtehen. Die Geſchichte wiederholte ſich mehreremal. Lena wurde dabei hin und her geriſſen, daß ihr bald der Atem ausging.

„Soll ich dir helfen?“ erbot ſich Fritz.

Abweiſend ſchüttelte ſie mit dem Kopfe und zerrte das ſtörrige Kalb, rückwärts gehend, langſam Ruck für Ruck dem Gatt zu

Da kam Hans vom Hofe gelaufen. Als er ſah, wie Lena das Kalb nicht vorwärts bringen konnte, lief er in weitem Bogen um das Kalb und zeigte, wie ſehr er knallen konnte, als er von hinten an das Kalb herankam.

Weder Lena noch das Kalb hatten den Hans kommen ſehen.

Als dann der Peitſchenknall wie ein Flintenſchuß die Luft durchſchnitt und in hundertfältigem Echo in den Staketenzäunen weiterrollte, ſetzte das erſchrockene Kalb mit großem Sprunge vorwärts und „Pardautz" rief Fritz laut lachend, als Lena, kopfheiſter ſich überſchlagend, in den tiefen Staub kollerte.

Mit in die Luft erhobenem Schwanz und lautem „Bä-ä-h" floh das Kalb, verfolgt von dem peitſchenknallenden Hans, durch das Gatt

Lena ſaß im Staube und blickte erſtaunt um ſich, ihre Situation nicht ganz begreifend Alles war ſo ſchnell gegangen

„Soll ich dich aufheben?" fragte Fritz und kam lachend näher

Da ſchoß eine Blutwelle in Lenas hübſches, jugendfriſches Geſicht, und ihre Blauaugen blitzten auf in heftigem Jähzorn „Dummerjahn!" rief ſie ihm zu, ſprang auf und kletterte über den Straßenzaun in den Garten.

Fritz lachte aus vollem Halſe

„Dummerjahn!" rief Lena ihm noch einmal zu, ehe ſie ins Haus trat

Fritz wartete abends im Garten vergebens auf Lena

## Wir fahren in den Krieg!

Als Lena durch die Hintertür in den Flur trat, kam ihr Vater ihr entgegen und ſagte „Lena, gib mir ſchnell zu eſſen! Sieben Uhr iſt Schultebott. Ich kann mit dem Eſſen nicht warten, bis du gemelkt haſt."

„Auch das noch!" zürnte Lena. „Erſt brennt das Kalb durch, und jetzt noch dieſe Verſäumnis! Ich werde vor Nacht nicht mit der Milch fertig und muß auch Hanſens Jacke noch flicken"

„Laß' gut ſein, Kind", erwiderte der Vater ſeufzend. „Es iſt ja

ſchwer für dich, aber was ſollen wir machen?! Mutter bekommen wir mit Klagen und Schelten nicht zurück, und müßte ich nicht zum Schultebott, ich hälfe dir."

Mit einer Schinkenſchnitte und Brot aus der Vorratskammer kommend warf Lena einen Blick auf ihren Vater, der gegenüber dem Fenſter ſtand, von der untergehenden Sonne hell beſchienen.

Da ſah ſie auf einmal, wie grau und alt ihr Vater in dieſem Jahre, ſeit Mutter geſtorben, geworden war. Ihr taten die Worte leid. Sie liebte ihren Vater heiß und innig. Er war ſo lieb und gut zu ihr. Noch nie hatte er ſie geſcholten, wenn ſie in ihrer Unerfahrenheit etwas falſch gemacht oder gar vergeſſen hatte. Freundlich und ſanft wies er ſie zurecht und ermunterte ſie zur Geduld und Ausdauer, wenn ihr der Mut ſchwinden wollte.

Wäre es bei dieſen einfachen Leuten, die nie viel um Worte und Aeußerlichkeiten gaben, denen rührſelige Szenen einfach ein Greuel waren, geweſen, wie es in Romanen beſchrieben wird, dann wäre Lena jetzt ihrem Vater mit tränenden Augen um den Hals gefallen, hätte ihn geküßt, geliebkoſt uſw. ohne Ende!

Nichts davon! „Oh, ich werd' ſchon fertig werden! Ich ärgerte mich nur ſo über das bunte Kalb und den Dummerjahn von ..." Lena brach ab und wandte ſich ſchnell wieder zur Kammertür, Milch zu holen.

„Welchen Dummerjahn?" fragte der Vater, als ſie zurückkam.

„Ach, Hans knallte mit ſeiner neuen Peitſche, und das Kalb rannte mich um. Hier iſt jetzt alles, Vater. Ich gehe melken." Sie nahm die Milcheimer und ging. Ihr Vater ſetzte ſich an den Tiſch, aß ſchnell und ging dann zum Schultebott.

Es war acht Uhr, als Lena mit ihrer Arbeit in der Küche fertig war. Sie nahm die Lampe und ging in die kleine Stube, wo Hans im Finſtern ſich an ſeiner neuen Peitſche zu ſchaffen machte.

„Gib mir deine Jacke, Hans, ich werde ſie flicken. Wie du ſie auf den Ellbogen auch immer ſo ſchnell entzwei kriegſt!"

„So wie du deinen Rock", lachte Hans. „Wenn einer auf der

Erde Heiſterkopp ſchießt, bekommen Knie und Ellbogen Löcher."

„In meinem Rock?!"

„Na, haſt du denn noch nicht geſehen, daß der auf jedem Knie ein Loch hat?"

Lena ſtrich ſich über den Rock und ſah die Löcher

„Siehſt du!? So iſt das auch mit meiner Jacke", lachte Hans.

Lena ſagte nichts. Auch den Rock mußte ſie noch heute flicken!

Noch ehe ſie mit der Jacke fertig war, kam ihr zwanzigjähriger Bruder Jaſch in die Stube und grinſte vielſagend „Unter dem Kruſchkenbaum ſitzt einer und ſtarrt den Mond an."

„Laß' den Dummerjahn da doch ſitzen! Was geht der mich an!?"

„Oh, ich meinte nur ſo, im Sommer ſahen da manchmal zwei."

Lena ſagte nichts. Sie nähte fleißig weiter

Um neun Uhr kam der Vater vom Schulzebott „Jetzt iſt's ſo weit, wie ich es lange befürchtet habe! Jetzt müſſen auch wir in den Krieg!" fiel er mit der Tür ins Haus

„Was!? In den Krieg! Wer?" riefen Jaſch und Lena wie aus einem Munde, und Hans fragte begeiſtert „Darf ich auch mit?"

„Nun, aus Waldesruh müſſen wir zehn Fuhrwerke ſtellen, die Gerſte und Hafer in die Krim nach Simferopol fahren ſollen. Es wurde gelooſt, wer fahren ſollte. Wir und Harders müſſen auch fahren — Wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als daß ich ſelbſt fahre."

„Und warum nicht ich, Vater?"

„Du biſt zu jung und zu unerfahren, mein Junge Es iſt ein weiter Weg, vielleicht dreihundert Werſt oder noch mehr und "

„Ich bin über zwanzig und ſtärker als du, Vater Laß' mich doch fahren! Wie ſoll Lena allein ohne deine Hilfe fertig werden und dann noch mit Hans, wenn du nicht da biſt!"

„Ich weiß nicht Wenn Harder ſeinen Fritz fahren läßt, ließe ich dich vielleicht auch fahren Ich war ſchon bei Harders angegangen, aber ſie können den Fritz nirgends finden."

„Ich finde ihn", rief Jaſch und ſtürmte zur Hintertür hinaus

Gleich darauf hörten ſie ihn im Garten brüllen „Fritz, komm mal ſchnell her! Wir fahren in den Krieg!“

„So'n Klotz!“ entfuhr es Lena halblaut. Dabei errötete ſie.

Ihr Vater ſah ſie forſchend an, und ihm wurde manches klar — er war auch einmal jung geweſen.

Vater Harder trat zur Vordertür ins Haus, als die Jungen zur Hintertür eintraten. Da wurde beſprochen, daß die beiden Jungen fahren ſollten.

„Wir fahren in den Krieg!“ — damit ſchieben die Jungen am Hoftor

## Podwoden

Am zweitfolgenden Morgen fuhren die Podwoden ab nach der Stadt Melitopol, wo ſie die Fourage laden ſollten. Faſt ohne Ausnahme hatten alle Wagen Kibitken (bogenförmiges Verdeck auf Laſtwagen). Als Fritz von ſeines Vaters Hof fuhr, ſtand Lena am Hoftor ihres Vaters und ſah Jaſch nach, der eben vom Hofe gefahren war. Fritz hatte nicht Gelegenheit gehabt, von Lena unter vier Augen Abſchied zu nehmen. Auch geſtern Abend hatte er über eine Stunde lang vergebens unter dem Kruſchkenbaum auf ſie gewartet. Das ärgerte ihn ſehr, und auch der „Dummerjahn“ war nicht ſo ganz ohne von ihm abgeglitten.

Fritz neigte ſich vorne aus ſeiner Kibitka, grüßte mit der Hand und rief lachend. „Pardautz! Jetzt geht's in den Krieg! Jedes Städtchen hat ſein Mädchen!“

„Dummerjahn!“ ſagte Lena und ging auf den Hof.

Fritz drehte ſich faſt den Hals ab, als er um den Kibitkarand ſpähte, ob ſie ſich vielleicht noch nach ihm umwenden würde — Nein. — „Na, dann nicht!“ brummte Fritz und zog die Leine an.

Fritz und Jaſch waren ſchon nach einer Woche ſehr enttäuſcht von der ſchönen Spazierfahrt in den Krieg und die herrliche Krim.

Solange es noch auf den Steppen- und gewöhnlichen Verkehrswegen ging, war alles ganz gut. Sobald ſie aber auf die große Heeresſtraße kamen, ging alles drunter und drüber. Die Wagen-

geleise waren so tief ausgefahren, daß es oft ganz unmöglich war herauszukommen. Manchmal fuhren bis sechs und mehr Wagenreihen nebeneinander her. Oft trafen sie auf große Fouragekolonnen, die, weiß Gott, wie weit aus dem Innern Rußlands kamen. Deren Pferde waren erschöpft und gingen im Schneckentempo.

Die sollten überholt werden, und die Räder der eigenen Wagen liefen in knietiefen Geleisen. Beim Ausweichen brachen Deichseln, Halskoppeln, Seitenstränge und Gurte rissen! Es war zum Verrücktwerden! Ehe sie noch die Krim erreichten, waren Fritz und Hans schon von den übrigen Waldbrudern abgekommen.

Und dann setzten in der Krim die Herbstregen ein. Tag für Tag stürzte es vom Himmel herab, als wäre er ein sehr feuchtigkeitsliebendes Haustier, das nimmer leer wurde. Kot, Dreck, Kälte und Nässe setzten Menschen und Pferden hart zu. Ihre Kohlen schützten sie wohl vor der Nässe während des Fahrens und in der Nacht, aber auch die zu Fuß marschierenden Regimenter wünschten Schutz, und die ermüdeten Soldaten krochen auf die Wagen unter die Kohlen, und die doppelte Last wurde den Pferden zu schwer. Nachts belebten die ungebetenen Gäste die Pelzmäntel mit Läusen und stahlen wie die Elstern.

An „Mädchen in jedem Städtchen" dachten Fritz und Jakob schon nicht! Aber an Waldesruh und an ihre schönen, trockenen und warmen Betten dachten sie jeden Abend und wünschten sich nichts mehr, als noch einmal wieder heil und gesund nach Hause zu kommen. Ja, der Fritz wünschte sich noch, er wäre nicht von Verna in Unfrieden geschieden. „Wenn jetzt der langhaarige Klaffens Peter sich an die Verna heranmacht, während ich im Kriege bin, und sie vergißt mich, dann —" dachte Fritz oft und schalt sich dann selbst „Dummerjahn!" Doch zurück ging's nicht. Das sollte noch lange Weile haben.

Als sie endlich Simferopol erreichten, fanden sie ihre Waldbrüder da nicht vor. Die waren anderswo hingefahren. Sie selbst durften nicht zurück, wie ihnen versprochen, sondern mußten weiter-

fahren bis Bachtſchiſarai, wo ſie würden entlaſſen werden.

Am 23. Oktober morgens waren ſie bereit, ſich auf den Heimweg zu begeben, als Befehl kam, alle vorhandenen Fuhrwerke mit Munition und Fourage zu beladen und ſie auf der Woronzowchauſſee zur Armee zu bringen, die vor Balaklawa ſich zu einem großgeplanten Angriff ſammelte.

Die mit Kibitken verſehenen Wagen wurden mit Strohſäcken, Decken und Verbandſtoffen beladen. Sie ſollten die Verwundeten vom Schlachtfelde zurück nach Bachtſchiſarai und Simferopol fahren. Fritz und Jaſch mußten mit, da half kein Proteſtieren und kein Bitten.

Fritz und Jaſch waren entſetzt, als ihnen am 25. Oktober, 4 Uhr morgens, befohlen wurde, einem vorausmarſchierenden Infanterieregiment nachzufahren bis ganz in die Nähe des Schlachtfeldes. Drei Stunden lang fuhren ſie und bekamen dann Befehl, von der Woronzowchauſſee links in einen Waldweg einzubiegen, etwa zweihundert Faden weiterzufahren, zu wenden und auf weitere Befehle zu warten. Das Regiment marſchierte aufgelöſt in den Wald hinein auf Balaklawa zu.

Fritz und Jaſch harrten mit Zittern und Beben der Dinge, die da kommen ſollten. Als es erſt ganz hell wurde, ſahen und hörten ſie, wie auf der Chauſſee immer mehr Infanterie, Kavallerie und Artillerie nach Balaklawa vorbeizog.

Und plötzlich donnerten die Kanonen los!

„Jaſch“, ſagte Fritz, „wenn's zum Durchgehen kommt, müſſen wir ſehen zuſammenzubleiben. Sobald die Ruſſen anfangen ſich zurückzuziehen, aufgepeitſcht und was die Pferde laufen können, nach Bachtſchiſarai zurück!“

„Verſteht ſich, Fritz! Mich wird keiner zweimal auffordern müſſen!“

### Die Schlacht von Balaklawa *

Balaklawa war das Hauptquartier und der Stützpunkt der eng-

* Nach engliſchen Quellen hiſtoriſch richtig.

liſchen Belagerungsarmee von Sewaſtopol. Nördlich von Balaklawa ziehen ſich zwei tiefe Täler auf Sewaſtopol zu, vor Sewaſtopol laufen ſie ineinander. Auf dem Höhengrat, der zwiſchen dieſen Tälern liegt, ſchlängelt ſich die Woronzowchauſſee nach Sewaſtopol. Hinter der Hügelkette, die das ſüdlich gelegene Tal begrenzt, lag das engliſche Lager.

Dieſe Hügel waren vor einem Angriff der Ruſſen von nur ſechs Feldſchanzen, die mit Türken beſetzt waren, und einer Feldbatterie geſchützt. Außerdem ſtanden den Engländern noch die 93-ger Hochländer und die leichte und die ſchwere Kavallerie-Brigaden zum Schutze des Lagers zur Verfügung.

Von den Hügeln, wo die Feldſchanzen lagen, neigte ſich das Gelände ziemlich ſteil abfallend dem auf einer großen, flachen Ebene ausgebreiteten Lager der Engländer zu. Die Hügelſeiten waren mit Weingarten bepflanzt. Tauſende Zelte, die Munitions- und Vorratsſpeicher, bildeten eine große Lagerſtadt.

Am 24. Oktober meldete Leutnant Leslie MacMurray von den „13. Huſaren" der Leichten Brigade der auf Kundſchaft ausgeritten war, dem Oberbefehlshaber General Lord Raglan: „Die Ruſſen rücken von Bachtſchiſarai mit großen Kräften an. Wie Ameiſen wimmelt es auf allen Wegen und in den Wäldern von ruſſiſchem Militär."

Lord Raglan nahm die Meldung nicht ernſt. Als am 25. Oktober halb acht Uhr morgens die Ruſſen den Angriff begannen, ſchlief er noch in ſeinem Zelte und kam vor acht Uhr nicht heraus. Vor zehn Uhr ſchickte er kein Regiment zum Gegenangriff vor.

Die Ruſſen griffen mit 25,000 Mann Infanterie, 34 Eskadronen Kavallerie und 78 Feldgeſchützen an. Des ruſſiſchen Generals Mentſchikoff Abſicht war, das engliſche Lager zu nehmen, um der Belagerungsarmee vor Sewaſtopol die Zufuhr abzuſchneiden.

Mit ungewöhnlicher Energie ſtürmten die Ruſſen vor. Viele Äcker waren von den gegen die Vorratslager vorrückenden Ruſſen

Die Türken flohen von den Feldſchanzen, ihre Geſchütze im Stiche laſſend, ehe der Kampf noch recht begonnen.

Zwiſchen den Ruſſen und dem Vorratslager und den Schiffen im Hafen von Balaklawa ſtanden nur 550 Mann der 93-er Hochländer, 1,100 Marinefoldaten und die Fortbeſatzung. Die engliſche Kavallerie wurde von Lord Raglan aus unbekannten Gründen (Weil er noch ſchlief?!) zurückgehalten.

Der ruſſiſche General Liprandi, der die engliſchen Feldſchanzen genommen hatte, zögerte ſeine grauen Maſſen Infanterie auf Balaklawa loszulaſſen

Die ruſſiſchen Kavallerie-Eskadronen brachen von allen Seiten und von allen Hügeln aus dem Walde und füllten alle Abhänge

Abwartend ſtanden 550 Hochländer und brachen in ein homeriſches Gelachter aus, als die fliehenden Türken in paniſchem Schrekken die Zelte der eigenen (engliſchen) Marketender umrannten. Eine ſchottiſche Marketenderin ergriff einen Knüppel und trieb die anſtürmenden Türken mit gewaltigen Schlägen aus der Richtung ihres Zeltes. Als ein beſonders großer und fetter Türke nicht abweichen wollte, packte ſie ihn im Genick, zog ihn übers Knie und vergerbte ihm den Hinteren aus dem Fß

Näher jagten die Ruſſen , lauter wurden ihre Schreie, das Säbelraſſeln und Pferdegetrampel

Sir Colin Campbell ritt die Reihen ſeiner Hochländer entlang und ſagte „Merkt's euch, Leute einen Rückzug gibt's nicht, ihr müßt ſterben, wo ihr ſteht!“

„Ja, ja, Sir Colin, wir werden es tun“, kam die Antwort wie aus einem Munde

Näher kamen die Ruſſen Wie ein Fieberſchauer rann es durch die 93-ger, die zwei Reihen tief ſtanden und noch nicht vorgehen durften

„Zum Teufel mit eurem Eifer!“ ſchrie Sir Colin „Zügelt eure Ungeduld, bis ihr Befehl bekommt!“

— — — — — — — — —

„Jetzt' Feuer!“

Die Salven der 93-ger krachten. Pferde und Menſchen der Ruſſen ſtürzten. Die Ruſſen ſchwenkten links ab, die rechte Flanke der 93-ger angreifend. Sir Colin ließ ſeine Linie abmarſchieren, die rechte Flanke zu ſchützen, die Ruſſen dabei ſo ſtark beſchießend, daß ſie weichen mußten.

In dieſem Moment erhielten acht Eskadronen der Schweren Brigaden, die ſolange dem Schauſpiel von ferne zugeſehen, den Befehl, unter dem Kommando des Generals Scarlett den 93-gern zu Hilfe zu eilen.

300 Mann ſtark jagten ſie, ohne es zu wiſſen, in der Frontlinie vor 3000 Mann ruſſiſcher Kavallerie hin, die von einem Hügel auf ihre linke Flanke niederblickten.

Wie eine Lawine wälzte ſich die ruſſiſche Kavallerie von der Anhöhe aus 2000 Fuß Entfernung auf die „Greys", die alle auf weißen Pferden ritten und große Bärenpelzmützen trugen, und auf die „Inniskillings", die eine beſonders ſchöne Uniform und glänzende Helme hatten.

General Scarlett ſah plötzlich dieſe Lawine ſich auf ſeine linke Flanke zu in Bewegung ſetzen. „Linke Flanke ſchwenken! Rechte Flanke vor!" gab er Befehl. Seine Linie richtete ſich und kam in Front gegen die bis auf 1200 Fuß herangekommenen Ruſſen, die zögerten und ſtillhielten.

„Zum Angriff vor!" blies Scarletts Trompeter.

Die dreihundert Engländer ſtürmten auf ihren großen, ſchweren Pferden, auf torfigem Boden, den 3000 Ruſſen entgegen. Auf ihren kleinen, flinken Pferden wichen die Ruſſen geſchmeidig aus, ließen die Engländer in ihre Mitte herein. In einem Moment waren die Engländer in der zehnfachen Uebermacht untergetaucht.

— Keine Schüſſe, nur Stahl gegen Stahl —, ein Säbelgefecht, wie es noch kein zweites ſoll gegeben haben.

Inzwiſchen wurden das engliſche Lager und die noch nicht in den Kampf verwickelten Truppen von allen Seiten und Hügeln von ruſſiſcher Infanterie und Geſchützen beſchoſſen.

Hinter Scarletts Eskadronen kamen in der erſten Linie die „4.

Dragoner-Garden". Als ſie ihre Kameraden mit der zehnfachen Uebermacht im Handgemenge ſahen, ſtürzten ſie ſich auf die Ruſſen und ſchlugen ſich von Flanke zu Flanke durch die Maſſe hindurch

Die „Royals" kamen über einen Hügelrücken. Jemand ſchrie. „O Gott! Die „Greys" ſind abgeſchnitten! Galopp! Galopp!" Ohne Befehl abzuwarten, ſtürzten ſich die „Royals" und mit ihnen die „5 Dragoner-Garden" den Ruſſen in den Rücken

Eine Eskadron „Inniskillings", die ſich durch die Weingärten Bahn gebrochen hatte, warf ſich auf die linke Flanke der Ruſſen, die die „Scarletts" abſchneiden wollte und trieb ſie zu deren Hauptmaſſe zurück

In und zwiſchen der Hauptmaſſe ſchlugen ſich die „Greys" nach und nach zu ihrem Führer durch und griffen von innen die von allen Seiten eingekeilte Hauptmaſſe an Der Kampf tobte hin und her — unentſchieden . .

Der ruſſiſche General Liprandi hatte auf der von ihm eroberten Höhe ſeine Geſchütze aufgeſtellt, und es ſchien, als ob die den Ruſſen den Sieg bringen würden, da unter ihrem Feuer die Ruſſen vordringen konnten.

Da bekam Lord Cardigan den Befehl, mit ſeiner „Leichten Brigade" die Höhe zu nehmen und die ruſſiſchen Kanonen zum Schweigen zu bringen.

„Zum Angriff vor!" gab er Befehl, und die „18. Huſaren" und die „11 Ulanen" ſetzten ſich in Trab.

Ehe ſie noch in Galopp kamen, wurden ſie ſchon von beiden Seiten von den Anhöhen beſchoſſen, und ihnen direkt entgegen ſpien die Feldgeſchütze, welche ſie nehmen ſollten, Tod und Verderben. In fliegendem Galopp jagten ſie über die Ebene, direkt auf die Kanonen zu, dem Tode in den Rachen —, und metzelten die Kanoniere nieder. Sie ſtürmten weiter, und keiner wäre zurückgekommen, hätten nicht in dieſem Moment die „Afrikaniſchen Jäger" der Franzoſen von der Seite die Ruſſen angegriffen. Dies gab der „Leichten Brigade" Zeit zum Wenden und Zurückgehen.

Zwar nahmen die Ruſſen die Höhen wieder, aber der Angriff der

„Leichten Brigade“ entſchied den Tag, und die Ruſſen mußten ſchließlich weichen.

Mentſchikows Plan, die Belagerungsarmee vom Stützpunkt Balaklawa abzuſchneiden, war mißlungen.

Zum Angriff gegen die Höhen gingen von der „Leichten Brigade“ 607 Mann vor — nur 195 kamen zurück, von ihnen die meiſten verwundet.

Vierhundert und zwölf blieben auf dem Schlachtfelde oder gerieten in ruſſiſche Gefangenſchaft.

Unter den Gebliebenen, ſpurlos Verſchwundenen, war auch der Leutnant Leslie MacMurray von den „13 Huſaren“ *

**Fritz und Joſch nehmen einen engliſchen General gefangen.**

Als der Trompeter der „Leichten Brigade“ das Signal „Zum Angriff vor!“ blies, riß Leutnant MacMurray ſeinen Säbel aus der Scheide, ſchwang ihn in der Luft, und vorwärts ſtürmte er ſeinen Huſaren voran auf die Höhe zu.

Salven krachten von allen Seiten, Kanonenſchüſſe dröhnten, und die Kugeln und Geſchoſſe riſſen große Lücken in die Heranſtürmenden.

„Charge! Forward!“ (Stürmen! Vorwärts!) ſchrie MacMurray.

Er war einer der erſten, die die Höhe erreichten und ſäbelte auf die Kanoniere und die Bedeckung der Geſchütze los.

Ruſſiſche Kavallerie eilte herbei und griff in den Kampf ein, und bald waren die Huſaren in ein Handgemenge verwickelt. In dieſem Moment griffen die „Afrikaniſchen Jäger“ die Ruſſen von der Seite an, und die „Leichte Brigade“ bekam etwas Luft, wandte und floh vor der vielfachen Uebermacht die Höhe hinab auf ihr Lager zu.

MacMurray hatte ſich mit einigen ſeiner Huſaren zu weit vorgewagt. Ihnen war der Rückzug abgeſchnitten. „Links durchbre-

* Schön hat der engliſche Dichter Tennyſon dieſe Heldentaten verewigt in ſeinen Gedichten: **“The Charge of the Light Brigade“** und **“The Scarletts Three Hundred“.**

chen!“ ſchrie er und gab ſeinem Pferde die Sporen. Es gelang ihm aus der Umzingelung durchzubrechen, aber er wurde dabei von ſeinen Huſaren ganz getrennt und auf die Woronzowchauſſee zu abgedrängt. In raſendem Galopp ſtürmte ſein Pferd vorwärts.

MacMurray wußte nicht, wo er ſich befand, wohin er ſein Pferd lenken ſollte. Da ſprengte er auch ſchon in ein anmarſchierendes ruſſiſches Infanterieregiment hinein.

Was dann geſchah — er wußte es ſpäter nicht ſo genau zu erzählen. Schüſſe waren gefallen, er hatte heftige Schmerzen in der linken Wade verſpürt, ſein Pferd hatte das Gebiß zwiſchen die Zähne genommen und war mit ihm durchgegangen, direkt in den Wald hinein. Eine Ewigkeit lang war es gelaufen, bis es ihm ſchwarz vor den Augen geworden.

Weiter wußte er nicht, was mit ihm geſchehen.

Fritz und Jaſch wären wohl ausgerückt, als die Schlacht, deren Getümmel ſie klar und deutlich aus nächſter Nähe hörten, erſt in vollem Gange war, aber das Ausrücken war ihnen unmöglich gemacht. Vor ihnen, auf dem Waldwege bis zur Chauſſee, hatte eine Eskadron ruſſiſcher Reiterei Stellung genommen und harrte ſtundenlang auf den Befehl vorzugehen. Die Reiter ſtanden und ſaßen zwiſchen ihren Pferden, die in Reihen zu vier entlang dem Wege ſtanden. Als es Mittagszeit wurde, aßen die Reiter.

Da hängten Fritz und Jaſch ihren Pferden die Futterſäcke über die Ohren und ſetzten ſich auf Fritzens Wagen. Aus ihren Eßkiſten nahmen ſie von den von Hauſe mitgebrachten Schinken und Armeebrot und aßen auch.

Ehe ſie mit dem Eſſen fertig waren, ſtiegen die Reiter auf ihre Pferde und jagten davon.

„Jetzt nur feſte, daß wir fortkommen! Eſſen können wir ſpäter noch, Jaſch!“ rief Fritz und ſtopfte ſich den Mund voll Schinkenfleiſch. Jaſch ſprang von Fritzens Wagen, nahm ſeine Eßkiſte und lief nach ſeinem Wagen, um ſchnell die Pferde aufzuzäumen und ſich aus dem Staube zu machen.

Da hörten ſie hinter Jaſchs Wagen im Walde Zweige brechen.

und Pferdegetrampel. Ein Pferd brach aus dem Walde auf den Weg und blieb dicht hinter Jaſchs Wagen ſo kurz ſtehen, daß ſein Reiter auf die Erde ſtürzte und regungslos liegen blieb. Das Pferd blieb ruhig neben ihm ſtehen.

Vor Schreck ließ Jaſch ſeine Eßkiſte fallen.

„Was iſt los?“ rief Fritz.

„Komm ſchnell einmal her! Hier iſt ein engliſcher General angekommen.“

Fritz kam herbei. Vorſichtig ſchlichen ſich die beiden zu dem „General“, immer bereit Reißaus zu nehmen, ſollte er ſich rühren.

„Paß auf, Fritz!“ lispelte Jaſch, ſich hinter Fritz verſteckend, als ſie näherkamen. „Der Kerl hat ja eine Piſtole in der Hand, auf einmal ſchießt er!“

„Der wird nicht ſchießen. Wenn er nicht tot iſt, ſo iſt er doch beſinnungslos und ſcheinbar ſchwer verwundet. Er iſt ja ganz voll Blut und halb nackt“, ſagte Fritz und kniete neben dem Verwundeten nieder.

„Das muß ein General ſein, Fritz. Sieh' einmal, wieviel Gold der an ſeiner Uniform hat und wie Sattel- und Zaumzeug glitzern. Wo der ſeine Hoſenbeine mag gelaſſen haben?“

„Ein General oder ein engliſcher Lord mag er ſchon ſein, aber was machen wir jetzt mit dem Kerl?“ antwortete Fritz und drehte den Verwundeten auf den Rücken, ſeine Beine und Arme in die richtige Lage bringend

„Die Pferde aufzäumen, und ſo ſchnell wie möglich fort! Wenn mit einmal mehr Engländer kommen, und die ſehen ihren General bei uns, dann glauben ſie noch, wir hätten ihn abgemurkſt, und dann iſt's aus mit uns.“

„Das iſt allerdings wahr. Wenn die jetzt kämen . . !? — Aber wir können doch den Verwundeten hier nicht einfach liegen und umkommen laſſen.“

„Was geht der uns an? Wäre er noch ein Ruſſe; aber kommen wir mit einem Engländer an können wir noch viel Scherereien bekommen, und wer weiß, wann wir dann los und nach Hauſe kommen.“

„Das iſt ſo, Jaſch“, aber ich kann es einfach nicht über mich bringen, den Menſchen hier einfach umkommen zu laſſen, wenn wir ihm vielleicht das Leben retten können.“

„Mir gehts gerade ſo, aber was wollen wir ſagen, wenn man uns zur Verantwortung zieht?“

„Dann, dann ſagen wir, wir haben einen engliſchen General gefangen genommen, und dann bekommen wir dafür noch eine Medaille und Belohnung.“

„Glaubſt du?“

„Aber gewiß doch! Wofür bekommen denn die Soldaten Medaillen?“

„Wenn ſo, dann wollen wir ihn mitnehmen! Hei, würden die Mädels in Waldesruh Augen machen, wenn wir mit Medaillen aus dem Kriege heimkämen!“

„Dann würde Lena der „Dummerjahn“, womit ſie mich traktierte, noch ſchön leid werden“, dachte Fritz und ſagte: „Ja, wir nehmen ihn mit!“

„Aber ſo wie er daliegt, geht es gar nicht. Da müſſen wir ihn erſt einmal abwaſchen und ſeine Wunden verbinden.“

„Das verſtehſt du beſſer als ich. Du haſt ja deinem Onkel beim Zurechtmachen (Behandeln von Knochenbrüchen und Verrenkungen) ſchon viel geholfen. Hole du Verbandzeug aus der Kibitka, ich hole Waſſer aus der Quelle, und dann ſeſte, daß wir hier wegkommen."

Die Jungen entkleideten den Verwundeten, wuſchen ihn ab und legten ihn auf einen Strohſack. Sein ganzer Körper war voll kleiner Stich- und Rißwunden, die er ſich bei dem wilden Ritt durch den Wald zugezogen hatte. Von Knien und Oberſchenkeln war faſt alle Haut abgeſchürft. Durch ſeine linke Wade war eine Kugel gegangen, und ſein linker Unterarm gebrochen.

Jaſch „doktorte" an dem Verwundeten herum, ſo gut er es verſtand. Fritz war ſein Aſſiſtent dabei. Der Verwundete ſtöhnte nur, kam aber nicht zur Beſinnung. Den gebrochenen Arm ſchiente und verband Jaſch nach allen Regeln der Zurechtmacherkunſt, und dabei kam der Verwundete zur Beſinnung.

Verwundert ſtarrte er die beiden Jungen an, als die ſeinen Arm ſchienten.

Als ſie damit fertig waren, ſah Jaſch, daß ſein Patient zur Beſinnung gekommen war und ihn anſtarrte. „Fritz", ſagte Jaſch in Plattdeutſch, wie denn die Jungen auch immer untereinander plattdeutſch ſprachen. „Haal mien Buddel een gef'n in Schluck!"

Nachdem der Verwundete einen tüchtigen Zug aus Jaſchs Buddel getan und nach dem Feuerwaſſer wieder zu Atem gekommen, fragte er: „Do you ſpeak engliſh?"

„Was fragt er? Ob wir die Engliſchen aufſpicken? Iſt ja verrückt! Wozu ſollten wir die aufſpicken!? Sie etwa wie Schaſchlyk über dem Feuer zu braten?" lachte Fritz.

„Nein, das meint was anderes mit dem Spiecken, aber was, weiß ich auch nicht" erwiderte Jaſch ebenfalls lachend und deckte den Verwundeten mit mehreren Decken warm zu.

Als der die beiden lachen ſah und ſprechen hörte, mag ihm gedämmert haben, daß es Deutſche ſeien, und in gutem Hochdeutſch fragte er: „Sprechen Sie deutſch? Sind Sie Deutſche?"

Fritz und Jasch waren keine Gelehrte, aber ihr Hochdeutsch langte gerade aus, sich mit ihrem Gefangenen, der sich ihnen als Leutnant MacMurray vorstellte, zu verständigen.

MacMurray wußte bald, woran er war und wo er war, und daß es für ihn unmöglich war, zu den Engländern zurückzukehren, weil zwischen ihm und jenen die ganze russische Armee stand. Schnell fand er sich in seiner Lage zurecht und arbeitete selbst einen Rettungsplan aus. Er wußte so überzeugend zu reden, daß die Jungen einwilligten, ihn nach Waldesruh mitzunehmen, ohne seine Gefangennahme gehörigen Ortes zu melden.

Als er ihnen noch eine hohe Belohnung versprach — Geld hätte er genug in seinen Satteltaschen — da kleideten die Jungen ihn in Lazarettwäsche, machten ihm ein bequemes Lager in Jaschs Wagen und tauften ihn Tjnals Braun, — ein Podwoder aus ihrem Dorfe war Jaschs Kranker geworden.

Nachdem sie MacMurrays Pferd Sattel und Zaumzeug abgenommen und MacMurrays Kleider in einem Gebüsch versteckt hatten, machten sie sich bereit auszurücken. Als sie schon aufgestiegen waren, blickte Fritz noch einmal zurück und sah etwas Glänzendes am Waldesrande liegen. Er sprang ab, lief hin und hob es auf. Es war die Pistole MacMurrays. „Die nehme ich mir zum Andenken mit", sagte er und steckte sie in seine Kiste.

Dann fuhren sie los. Als sie auf die Chaussee kamen und auf Bachtschisarai zuhielten, wurden sie bald von dem Kommandeur einer für Verwundetentransport bereitstehenden Wagenkolonne angehalten. „Warten! Gleich werden Verwundete bis hier gebracht werden. Aufladen und nach Bachtschisarai bringen!" Sie mußten als letzte in dem langen Troß halten.

Nicht lange hatten sie zu warten, da kamen schon leichter verwundete Soldaten und Offiziere zu Fuß angehumpelt und füllten schnell die vordersten Wagen. Schwerer Verwundete wurden herbeigetragen.

„Wen hast du da?" fragte ein verwundeter Offizier Jasch, als er in den Wagen gehoben wurde.

„Das iſt mein Nachbar aus dem Dorfe; auch ein Podwodez Dem gingen die Pferde durch, als die Kanonen losdonnerten, und er hat ſich dabei Arm und Bein gebrochen.“

„Muß er liegen? Kann er nicht ſitzen?“

„Nein! Er iſt ſchwer krank und muß liegen.“

„Dann mache mir ein Lager neben ihm! Wenn wir zwei liegen, können noch zwei leichter Verwundete hinten unter der Kibitka ſitzen. Schnell! Was gähnſt du und glotzeſt wie ein Affe!“

Jaſch tat wie ihm befohlen. Fritz, der vor Jaſchs Wagen hielt und in deſſen Kibitka ſieben Mann geſtiegen, rief Jaſch zu „Fertig, Jaſch?“

„Bald. Warte etwas!“ Jaſch ergriff die Leine. „Fertig! Paſchol!“

Ohne zu füttern fuhren ſie bis Bachtſchiſarai, wo ſie am nächſten Tage um neun Uhr morgens ankamen.

Drei Uhr nachmittags machten ſie ſich auf den Weg in die Heimat. Jaſch hatte ſeinen Nachbar Tmals Braun (MacMurray) und den ruſſiſchen Offizier, Fritz zwei andere ruſſiſche Offiziere geladen. Die drei Offiziere ſollten ſie bis Melitopol bringen und dürften dann nach Hauſe.

## Rettes Willkomm!

Es war eine ſchwere Fahrt. Verwundete, Fuhrleute und Pferde hatten viel zu leiden und auszuhalten. Doch endlich war Melitopol erreicht. Fritz und Jaſch lieferten ihre Verwundeten ab und fuhren mit ihrem Gefangenen nach Waldesruh.

Fritzens Pferde hatten die Reiſe beſſer überſtanden als Jaſchs, und auf der letzten Strecke gewann Fritz einen netten Vorſprung.

Er fuhr in Waldesruh ein, als gerade die Schüler aus der Schule kamen.

Hans Neufeld ſah ihn kommen, lief ins Haus und rief: „Fritz Harder kommt aus dem Kriege! Er iſt ſchon im Dorfe!“

„Und unſer Jaſch? Kommt er auch?“ fragte Lena.

„Ich weiß nicht. Da iſt der Fritz ſchon!“

Lena lief zum Hoftor, und als Fritz auf den Hof ſeines Vaters fahren wollte, ging ſie ihm entgegen und ſagte: „Guten Tag, Fritz! Kommt Jaſch auch?“

„Guten Tag, Lena! Ja, er kommt. Er iſt nur etwas hinten geblieben.“ Fritz ſah ihr in die Augen und fragte „Lena, haſt du dich auch ein bißchen nach mir gebangt?“

Hans war auch herbeigekommen, hatte Fritzens Frage gehört und platzte heraus: „Ganz ſchrecklich! Jeden Tag von früh bis ſpät hat ſie geheult.“

„Sei ſtill, Hans! Was verſtehſt du davon!? Sicher habe ich mich nach Jaſch gebangt, aber nach Fritz, — auch nicht ſo'n klein bißchen.“ und Lena zeigte mit dem Daumen ein Gelenk ihres niedlichen Zeigefingers

„Warum ſollte ich mich wohl nach dir bangen?“

„Ich bin dir wohl nicht gut und reich genug?“

„Gar nicht, Lena?!“ fragte Fritz leiſe. Seine Stimme zitterte, und über ſein Geſicht legte ſich ein Ausdruck herber Enttäuſchung.

„Wie gut du zu raten verſtehſt!“ Spöttiſch ſagte ſie es und wandte ſich lachend zum Gehen

Fritz zahlte in beleidigtem Stolz und aufflammendem Jähzorn mit gleicher Münze „Na, dann nicht! Du ſtolze Marjell willſt was Extrafeines haben? Sollſt du haben! Jaſch bringt dir einen engliſchen General zum Bräutigam mit Der wird dir wohl gut genug ſein!?“

„Dummerjahn!“ rief Lena über die Schulter zurück und ging auf ihren Hof, ohne ſich nach Fritz umzuſehen.

Fritz trieb ſeine Pferde an und brummte vor ſich hin: „Warte nur! Ich werde dich ſchon noch einmal kleinkriegen!“

### Das war immer ſchon ſo, daß . . .?

Eine Stunde ſpäter fuhr Jaſch auf den Hof Er fuhr nicht bis vor das große Scheunentor, ſondern hielt vor der Haustür und ſprang ab.

Sein Vater, der vor der Scheune ſtand, rief ihm zu: „Fahre doch gleich bis in die Scheune! Ich werde das Tor öffnen.“

„Erſt müſſen wir unſeren Gaſt ins Haus tragen.“

Eilig kamen Vater, Lena und Hans an den Wagen. „Was für einen Gast hast du uns mitgebracht Jaich?“ fragte der Vater.

„Jetzt nur schnell ins Haus mit ihm! Ich erzähle euch dann später alles. Nur nicht viel und großes Geschrei erheben!“

Leutnant MacMurray war bewußtlos. Seine Beinwunde hatte sich auf der Reise entzündet. Schon in Melitopol hatte er hohes Fieber gehabt. Jaich hatte ihn in ein Lazarett bringen wollen, aber MacMurray hatte gebeten und gefleht, ihn nicht in die Hände der rohesten Russen zu liefern. Auf der Strecke von Melitopol hatte sich sein Zustand sehr verschlechtert. Er hatte im Fieberdelirium getobt, und Jaich hatte zeitweilig Mühe gehabt, ihn auf seinem Lager zu halten und zugleich die Pferde zu lenken.

„Wer ist er?“ fragte der Vater.

„Ein verwundeter englischer Offizier. Er ist bewußtlos. Niemand erzählen, daß er ein Engländer ist, sonst sind wir dran!“

„Lena, mache schnell ein Lager auf der Ruhbank am Ofen zurecht! Besser wir fahren in die Scheune, Jaich! Bis wir ausgespannt haben, hat Lena das Bett gemacht, und dann tragen wir ihn durch den Stall ins Haus. Dann fällt es nicht so auf, wenn jemand vorbeikäme.“

Nach einer Stunde lag MacMurray warm zugedeckt und in reiner Wäsche in einem peinlich sauberen Bett, und Jaich kühlte ihm mit kalten Umschlägen die fieberheiße Stirn.

Vater Neufeld war gleich, nachdem sie den Kranken gebettet hatten, ins Nachbardorf gefahren, den Zurechtmacher (Knochenarzt) zu holen. Nach zwei Stunden war er zurück mit ihm. Der untersuchte den Kranken, reinigte und verband die Wunde und legte den gebrochenen Arm in neue Schienen. „Das hast du gut gemacht, Jaich. Der Knochen ist so gut zusammengewachsen, daß nicht eine Spur von dem Bruch zurückbleiben wird. Ich schiene den Arm nur damit sich der Kranke ihn nicht beschädigt, wenn er im Fieber tobt. Die Wunde ist auch nicht so gefährlich, nur die Entzündung und das hohe Fieber gefallen mir nicht. Der Kranke ist so erschöpft und mitgenommen von der Reise, daß es lange dauern wird, ihn wieder auf die Beine zu bringen. Er muß erst einmal herausgefüttert werden.

dann wird er ſchon geſund werden Solange er noch im Fieber raſt und tobt, muß immer jemand bei ihm bleiben.

Der Zurechtmacher gab Medizin und Verhaltungsmaßregeln und wurde nach Hauſe gefahren

Vater, Jaſch und Lena teilten ſich in die Pflege und Nachtwachen bei dem Kranken

Zwei Wochen ſpäter waren ſchon faſt in jedem Hauſe mehrere verwundete oder kranke Krieger, die von den mennonitiſchen Frauen und Mädchen in aufopfernder Weiſe geſund gepflegt und geſund gefüttert wurden.

Vorerſt verſchlimmerte ſich MacMurrays Zuſtand noch, aber nachdem er die Kriſis überſtanden, wich das Wundfieber bald, und er ſchritt ſchnell ſeiner Geneſung entgegen Weihnachten konnte er ſchon auf einen Stock geſtützt bis in den Stall gehen

Er lebte ſich ſehr ſchnell ein in dem einfachen Bauernhauſe und verſuchte es auf alle mögliche Art und Weiſe, ſeinen Rettern und Pflegern ſeine Dankbarkeit und ſeine Erkenntlichkeit zu beweiſen. Beſonders Lena erwies er Gefälligkeiten und machte ihr Komplimente an die man bei den Mennonitin nicht gewöhnt war

Fritz und Jaſch waren von jeher Freunde geweſen, und Fritz hatte als Nachbarskind immer frei bei Neufelds verkehrt Nachdem er und Lena erwachſen waren, hatte ſich da ſo langſam etwas angeſponnen, was ſchon über die Grenzen gewöhnlicher Freundſchaft hinausging.

Das „Pardauz" und der „Dummerjahn" hatten nun einen ziemlichen Riß in das gegenſeitige gute Verhältnis gebracht, und bald wäre MacMurray die unſchuldige Urſache geworden, daß es ganz in die Brüche ging

Ihm wurde die Zeit entſetzlich lang. Da ſah er es denn immer gerne, wenn Fritz herüberkam und er ſich mit ihm und Jaſch und Lena unterhalten konnte Lena war nicht gerade eine Schönheit im klaſſiſchen Sinne, aber hübſch, jung und geſund und von ausgelaſſener Luſtigkeit und zu Scherzen immer aufgelegt Auch MacMurray gegenüber hielt ſie mit ihren Einfällen und Neckereien nicht zurück

Fritz verging, wenn MacMurray von Lena ſcheinbar bevorzugt wurde und er ihr nach engliſcher Manier die Cour ſchnitt, faſt vor Eiferſucht, und er wünſchte ſeinen Nebenbuhler ins Pfefferland Er wagte es ſogar, Vater Neufeld auf die Gefahr aufmerkſam zu machen

Der hatte darauf mit MacMurray eine Unterredung unter vier Augen wegen dieſer Courmacherei und war dann ganz unbeſorgt und ließ die Sache gehen MacMurray hatte ihn überzeugt, daß er ein Gentleman ſei und als ſolcher ſich niemals auch nur das Geringſte würde zuſchulden kommen laſſen — und dann noch ſeinen Aeltern gegenüber!

Fritz aber kam die Sache nicht geheuer vor, und er ſtellte Lena darüber zur Rede Sie gerieten darüber in Streit und Fritz ſchied mit den Worten „Wenn dir ſo n engliſcher Windbeutel als Bräutigam und Schatz lieber iſt als ein ehrlicher deutſcher Junge, dann nimm ihn dir! Ich heb' nicht mehr den Finger nach dir auf!"

Wochen vergingen Fritz kam nicht mehr

Da wurde Lena bange, Fritz könnte es ſo gemeint haben, wie er es ſagte, und Angſt ſchlich in ihr Herz, er würde ſich Greta Jans zuwenden die ſchon lange nach ihm angelte -- So'n Dummerjahn, daß er nicht merkte, wie lieb ſie ihn habe' — Still und bedrückt ſchlich ſie einher und mied MacMurrays Geſellſchaft ſo viel wie möglich

Als Fritz trotz mehrfacher Einladung nicht mehr zu Neufelds kam, beſuchte MacMurray ihn und war nicht wenig erſtaunt, als Fritz ihm klar und deutlich ſagte, er wünſchte, er hätte ihn auf dem Wege bei Balaklawa verrecken laſſen, ſtatt ihn ins eigene Dorf zu bringen, daß MacMurray ihm die Braut abwendig mache

MacMurray brach in ein unbändiges Lachen aus. Das entfachte Fritz zu ſolcher Wut, daß er mit Fäuſten auf MacMurray losging Zum Glück kam in dieſem Moment Fritzens Vater in die Sommerſtube und hielt Fritz zurück

Noch immer lachend erklärte MacMurray den Fall und verſprach Fritz, die Sache ins reine zu bringen. Dann ging er

MacMurray hielt Wort. Er hatte eine Unterredung mit Vater Neufeld.

Denſelben Abend kam Fritz als Freier, und den nächſten Sonntag feierten Fritz Harder und Lena Neufeld Verlobung.

Im Juni wurde MacMurray als Kriegsgefangener von einem ruſſiſchen Offizier abgeholt, um nach Charkoff gebracht zu werden.

Fritz und Hans bekamen keine Medaillen für ſeine Gefangennahme, auch keine Belohnung, hatten aber viel Scherereien, ehe die Sache geordnet war, weil ſie es unterlaſſen hatten, gehörigen Ortes Meldung zu erſtatten.

Vor ſeiner Abreiſe händigte MacMurray Jaſch, Vater Neufeld und Fritz eine ſehr anſtändige Summe in Pfund Sterling ein, die ſie aber erſt nach Abſchluß des Friedens in Banko-Rubel umſetzen konnten.

Zum Abſchied küßte er Lena und gab ihr zum Andenken ſeine Photographie, auf deren Rückſeite er in Engliſch geſchrieben hatte:

„To my Sweetheart
Leslie MacMurray,
Lieutenant of the 13th Hussars.
June 15th 1855."

Fritz war auch zum Abſchied gekommen und hatte zugeſehen, wie MacMurray ſeine Lena küßte. Als der Wagen vom Hofe fuhr, flüſterte Fritz Lena ins Ohr: „Da geht dein Schatz flöten!"

„Dummerjahn!" flüſterte ſie zurück, aber der Blick, der ſeine Augen traf, ſtrafte ihr Wort Lügen.

## 1855 — 1935.

Alles ging nun in Waldesruh ſeinen geregelten Gang. Und doch nicht ganz; — Jaſch und Fritz, wie viele andere aus den Molotſchnadörfern, mußten noch mehreremale podwoden, und Lena pflegte und fütterte noch ein halbes Dutzend ruſſiſcher Soldaten geſund, ehe der Krimkrieg durch den Frieden von Paris am 30. Mai 1856 zu Ende kam.

Im Herbſt 1856 machten Fritz und Lena Hochzeit. MacMurrays Pfund Sterlinge hatten es ihm ermöglicht, mit Hilfe ſeines Vaters

ſich in Waldesruh eine Wirtſchaft zu kaufen. Des jungen Paares Glück war vollſtändig. Fritz aber nannte MacMurray, deſſen Bild auf der Photographie, nie anders als „Lenas Schatz“.

Im Juni 1857 ſtellte Meiſter Storch ſich ein und hinterließ bei Franz Harders ein Gretchen. Fritz war es mit dem Gretchen nicht

ganz getroffen. Es hätte ein Fritz ſein ſollen! Seit undenkbaren Zeiten waren in der Hardersfamilie die Erſtgeborenen immer Jungen geweſen, und alle hatten Franz, bis ſie ſich verheirateten — Fritz geheißen.

Fritz vertröſtete ſich auf weitere Beſuche Meiſter Storchs, aber die blieben aus. Die Greta blieb Harders einziges Kind.

Mit der Zeit gab ſich denn auch der Vater mit der Greta zufrieden, und plötzlich war er ſogar ſehr froh, daß er keinen Franz hatte.

In den 1870-ger Jahren ſollten die Mennoniten ihre Privilegien verlieren und dem Zaren Militärdienſt leiſten. Nach vielen Verhandlungen und Schreiben wurde aus dem Militärdienſt ein Forſtdienſt, der mit dem Kriegsdienſte in keiner Weiſe verbunden war. Viele trauten der Sache nicht, und ungefähr ein Drittel aller Mennoniten wanderten wegen dieſes Dienſtes nach den Vereinigten Staaten und Canada aus.

Unter dieſen auch Franzens und Lenas Eltern und Geſchwiſter.

Franz und Lena blieben trotz der Bitten und Ueberredungsverſuche ihrer Eltern in Rußland.

Da ſo viele Mennoniten auswanderten, ſanken die Preiſe auf die Wirtſchaften und auf alles, was die Auswanderer zurücklaſſen mußten, ſehr tief.

Zu wahren Schleuderpreiſen erwarb Franz die Wirtſchaften ſeines Vaters und ſeines Schwiegervaters. Das erzeugte Groll, und mit Bitterkeit im Herzen ſchieden die Auswanderer ſich in der neuen Welt eine neue Heimat und ein eigenes Heim auf eigener Scholle zu ſuchen und zu erwerben.

Anfänglich gingen noch Briefe hin und her. Als aber erſt die Eltern geſtorben und es den Brüdern und Schweſtern dort anfing beſſer zu gehen, ſchlief der Briefwechſel nach und nach ein. Höchſtens, daß von huben und drüben einander noch Todesfälle, Hochzeiten und Geburten gemeldet wurden.

Franz Harder ging auf wie ein Kuchenteig. Drei der beſten Wirtſchaften in Waldesruh nannte er ſein eigen. Nach der Greta hielten ſchon Freier Ausſchau, als ſie noch zu jung war, ans Heiraten auch nur zu denken.

Dann kam aber doch der Tag, an welchem ſie Verlobung feierte. Und nicht einem reichen Bauernſohn hatte ſie ihre Liebe geſchenkt, ſondern einem Schmiedegeſellen aus dem Nachbardorfe. Alle Welt ſtaunte, und ihre Eltern wollten nicht in die Verbindung willigen. Dennoch und trotz allem ſetzte ſie ihren Willen durch. Greta, als einziges Kind ihrer Eltern, ſetzte alles durch, was ſie wollte!

Am Verlobungstage beſah ſie mit ihrem Bräutigam ein Photographiealbum ihrer Eltern.

„Wer iſt das?“ fragte der Bräutigam, Hans Wall, und zeigte auf eine Photographie, die einen Huſarenleutnant hoch zu Pferde darſtellte, im Hintergrunde der Hafen von Balaklava voller Schiffe.

„Das iſt Mamas Schatz“, erklärte Greta lachend und erzählte die Geſchichte von dem engliſchen General, den ihr Vater und Onkel Jaſch gefangen genommen und nach Waldesruh gebracht hatten.

Greta Harder und Hans Wall wurden ein Paar und lebten glücklich und zufrieden, bis ſie kurz vor der Jahrhundertwende ſtarben. Von fünf Kindern waren ihnen vier geſtorben. Nur die am 6. Ja-

nur 1880 geborene Lena wurde groß und verheiratete ſich 1900 mit Franz Friesen.

Immer noch war das alte Erbe ungeteilt auf einen Erben übergegangen.

Franz Friesen, der eine beſſere Bildung erhalten und eigentlich hatte Ingenieur werden ſollen, ehe er Lena Wall kennen gelernt hatte, wollte die drei Wirtſchaften verkaufen und eine Fabrik anlegen, aber ſeine Frau hielt die Wirtſchaften nicht verkaufen. So wurde er Bauer und betrieb in der Schmiede- und Schloſſerwerkſtatt, die noch ſein Schwiegervater auf dem Hofe erbaut und reichlich ausgerüſtet hatte, nach Herzensluſt an ſeinen Erfindungen. Aber er erfand nichts, was der Rede wert geweſen. Der einzige Nutzen, er arbeitete mit großer Fertigkeit.

Zwei Jungen wurden ihnen geboren, aber das von der Mutter ſo heiß erſehnte Töchterlein blieb aus.

Der Aufſchwung in den mennonitiſchen Kolonien ging mit Rieſenſchritten vorwärts. Als in 1914 der Weltkrieg ausbrach, war Franz Friesen ein reicher Mann. Drei Wirtſchaften in Waldesruh, dazu einen Chutor mit 500 Deſjatinen Land nannte er ſein eigen, und in der Bank hatte er genug Geld, gegen jede Zufälligkeit gewappnet zu ſein.

Da kam der Weltkrieg, die Revolution und das Sowjet-Regime, und

1924 packten Franz Friesen und ſeine Frau ihre Koffer und Körbe, nach Canada auszuwandern. Ihr Reichtum war ihnen zum Verhängnis geworden. Beim Herannahen der Machnobanden waren ſie in die Krim geflüchtet. Als Bela Kuhn in der Krim ſeine Mordſchlächterei begann, gelang es ihnen nach Waldesruh zu entkommen. Ihrer Kinder und faſt aller Habe beraubt, hatten ſie ſich entſchloſſen nach Canada auszuwandern. Der Erlös des Reſtes ihrer Habe reichte aus die Reiſe zu bezahlen und etwas Geld zum Anfang mit hinüber zu nehmen.

„Ob wir dieſes alte Album auch noch mitnehmen?“ fragte Friesen ſeine Frau, vor einer halbgepackten Kiſte ſtehend, das alte Album in der Hand haltend.

„Nein. Es nimmt nur viel Raum ein. Nimm die noch gut er-

haltenen Bilder heraus und ſteke ſie zwiſchen die Kleider! Das Album und die verſchloſſenen Bilder verbrenne!"

Frieſen nahm einige Blätter heraus und ging mit dem Album zum Ofen, es ins Feuer zu werfen.

„Warte, Franz! Da ſind ja noch gute Bilder drin", rief ſeine Frau und nahm ihm das Album aus der Hand.

„Was da noch drin iſt, lohnt ſich nicht mitzunehmen."

„Nein, die übrigen Bilder nicht, aber Großmutters Schatz nehme ich doch mit. Großmutter war das Bild ſehr teuer und lieb. Sie ſagte oft, ich ſolle das Bild wert halten. Das Bild würde mir noch einmal Glück bringen, wie der Mann, den es darſtellt, ihr zu ihrem Glücke verholfen."

„Na, Lena! Du glaubſt doch an ſolche Geſchichten nicht? Amulette und Talismane ſind nur für abergläubiſche Leute."

„Das weiß ich. Zum Andenken an Großmutter möchte ich es aber doch mitnehmen."

„Dann nehme ich die alte Piſtole, die dein Großvater aus dem Krimkriege mitbrachte, auch mit. Sie iſt zum Schießen zwar nicht mehr viel wert, aber als Andenken und Zimmerſchmuck iſt ſie wert mitgenommen zu werden."

„Packe ſie auch zwiſchen die Kleider! Vielleicht entgeht ſie den Augen der Grenzkontrolle."

So kamen die Photographie und die Piſtole des Leutnants MacMurray mit in die Kiſte und nach Canada.

Im Mai 1924 landeten Franz Frieſen und ſeine Frau in Canada.

Da ſie noch einige tauſend Dollar mitgebracht hatten, fanden ſie bald eine Farm, die ihnen gefiel und die ſie zu billigem Preiſe unter günſtigen Zahlungsbedingungen kaufen konnten. Im Juni ſchon zogen ſie auf die Farm. Mit neuem Mut und neuer Hoffnung fingen ſie an zu arbeiten, ſich ein neues Heim auf eigener Scholle zu gewinnen.

Das war die Zeit des wirtſchaftlichen Aufſchwunges, und ſie hatten berechtigte Hoffnung, die Farm in abſehbarer Zeit ihr eigen zu nennen.

Als dann noch im Juli 1925 Meiſter Storch ihnen eine ſchon

nicht mehr erwartete Visite abstattete und ihnen ein Lenchen in das Korbwäglein, das sie mit der Farm mitgekauft hatten, legte, wurden sie wieder jung. Jetzt lohnte es sich wirklich wieder zu leben und zu arbeiten. Hatten sie doch jemand, für den sie sorgen und arbeiten durften! —

Und sie arbeiteten und rackerten, geizten und sparten, die Schulden auf die Farm abzuzahlen und ihrem Kinde eine sorgenlose Zukunft zu bereiten.

Klein Lenchen wuchs und gedieh, daß es eine Lust war. „Gerade so wild und lustig, voll Tollheiten und Neckereien, wie Großmutter gewesen sein soll" sagte ihre Mutter oft.

Die Zeit schwand wie im Fluge. Sicher kamen sie dem Ziele näher.

„Noch drei solche Ernten, und wir sind unsere Schulden los", sagte Vater Friesen zu Mutter Friesen, als er eines Tages im Jahre 1930, kurz vor der Ernte, vom Felde heimkehrte. „Der Weizen steht prachtvoll!"

Ein gehörig Stück Geld verdiente Friesen noch als Ingenieur, indem er Traktoren, Dreschmaschinen und Autos durcharbeitete in den Wintermonaten. Der „German Engineer Frank" war weit und breit bekannt.

## Kein Ausweg

Dann kam der Preissturz auf alle Farmprodukte und Jahr für Jahr Fehl- und totale Mißernten.

Alles war anders gekommen, als alle gehofft und erwartet hatten!

Mitte Oktober 1935 stand Franz Friesen vor dem völligen wirtschaftlichen Ruin. Zwei Wochen Frist wurden ihm gegeben, 1,500 Dollar aufzutreiben, seine rückständigen Zinsen auf die Farmhypothek und 500 Dollar Schulden für den Traktor und die Combine zu bezahlen. Konnte er das Geld nicht auftreiben, mußte er als Bettler die Farm verlassen, auf die er schon über die Hälfte, mehr als 8,000 Dollar bezahlt hatte.

Es war am 30. Oktober, als Friesen mit seinem Buggy auf den Hof fuhr, das Pferd ausspannte und mit müdem, schleppendem

Gang ins Haus ging. Sorge und Verzagtheit waren ihm aufs Gesicht geschrieben.

„Nun?“ fragte seine Frau, als er in die Eßstube trat, „wieder vergebens?“

Mit lautem Seufzer ließ er sich auf einen Stuhl fallen und antwortete mit tonloser, verzagter Stimme. „Alles vergebens. — Achttausend Dollar, die ich schon in die Farm hineingesteckt habe, sind nicht genügende Sicherstellung, mir darauf 1,500 Dollar zu borgen! — Könnte ich nur die 1,500 Dollar aufbringen! Die Maschinen-Company versprach mir Stundung, solange ich auf der Farm bl.ebe. Ach Gott! Jetzt habe ich keine Hoffnung mehr! Uns bleibt nichts anderes übrig als die Farm aufzugeben.“

„Aber das doch nicht, Franz!?“

„Einen Ausweg gibt's nicht, und die Loan Co. läßt sich nicht erbitten. Die sieht mich sogar lieber gehen als bleiben. Verlasse ich die Farm, verkauft sie sie an einen andern für 12,000 Dollar und

ſchlägt aus der Farm, die heute 14,000 Dollar wert iſt, 20,000 Dollar heraus und die Zinſen obendrein."

„Aber das iſt ja Raub! Das iſt ja nicht beſſer als die Bolſchewiken es in Rußland machen!"

„Noch ärger iſt es, denn dies geſchieht unter einer chriſtlichen Regierung und unter dem Schutze demokratiſcher Geſetze. Aber wir können es nicht verhindern, müſſen uns fügen. — Und was wird dann aus Lenchen, wenn "

Er ſprach den Satz nicht zu Ende.

„Verzage nicht, Franz! Ich ſchreibe noch einmal an meine Verwandten in den U.S.A. Denen geht es ſehr gut, und ſie borgen uns vielleicht 1,500 Dollar. Es bedarf ja nur einer guten Ernte und normaler Preiſe, dann können wir ihnen das Geld zurückzahlen."

„Nein, an die ſchreibſt du nicht noch einmal! Als wir nach Canada kamen, ſchriebſt du an ſie. Sie haben die Briefe erhalten, das wiſſen wir beſtimmt. Aber geantwortet haben ſie nicht. Sie befürchteten, wir könnten ſie um Hilfe anſchneiden. Sollen ſie dort bleiben! Betteln werde ich auch jetzt nicht, ſolange ich geſund bleibe, und Almoſen nehme ich nicht, auch nicht von Verwandten."

„Ja, wer ſoll dann aber helfen?"

„Uns hilft keiner und nichts mehr." Er ſtützte den Kopf auf die Hände und verſank in dumpfes Hinbrüten.

Die Hände auf den Tiſch geſtützt ſtand ſeine Frau vor ihm und ſah ihn an. — Wie grau und alt war er in dieſen ſchweren Jahren und beſonders in den letzten Wochen geworden! Wie würde er es nur überſtehen, die Farm zu verlaſſen! Seine letzten Kräfte des Mannesalters hatte er auf der Farm verarbeitet, — als Greis würde er ſie verlaſſen! — — —

Tränen rannen ihr über die Wangen.

### Mein „Dabby" kann alles!

Um dieſe Zeit kam das zehnjährige Lenchen, das Helen genannt wurde, ſeit es die Schule beſuchte, aus der Schule gegangen. Ehe ſie den Hochweg kreuzte, blieb ſie ſtehen und ſah rechts und links den Weg entlang, ob nicht ein Auto käme. Die Eltern hatten es ihr in-

mer wieder eingeſchärft, auf die ſchnellfahrenden Autos achtzugeben, daß ſie nicht von irgendeinem Tollfahrer überrannt würde.

Da kam von rechts ein Auto angeſauſt. Noch war es weit ab, aber „Sicher iſt ſicher“, dachte Helen und blieb an der Böſchung des Hochweges ſtehen, das Auto vorbeifahren zu laſſen.

Sie griff in ihr Frühſtückskörbchen, holte einen Kuchen heraus und ſtopfte ſich den Mund damit voll. Kauend ſchaute ſie nach dem in raſender Fahrt näherkommenden Auto.

Da gab es plötzlich einen gewaltigen Knall, das Auto ſchwenkte zur Seite, fuhr die Böſchung herab und prallte gegen einen Pappelbaum, daß die beiden Inſaſſen von ihren Sitzen gegen die Windſchutzſcheibe geſchleudert wurden.

Helen ſtieß einen Schreckensſchrei aus, lief über den Hochweg zu dem Auto hin und blieb in ſeiner Nähe ſtehen, ihren Mund wieder voll Kuchen ſtopfend.

Ein ſehr fein gekleideter Herr ſprang aus dem Auto, lief um dasſelbe herum und half einer Dame beim Ausſteigen. „Biſt du zu Schaden gekommen, Mary?“ fragte er in Engliſch.

„Ich glaube nicht. Leichte Schürfungen und einen Schlag gegen den Kopf iſt alles, was ich ſpüre. Gott ſei Dank, daß wir ſo glücklich davon gekommen ſind! Es hätte unſer Tod ſein können.“

„Es iſt meine Schuld. Verzeih mir meine Gleichgültigkeit! Ich hätte alle Reifen wechſeln ſollen. Dieſe ſind zwar noch nicht ſo

ſchlecht, aber bei einer Geſchwindigkeit von ſechzig bis achtzig Meilen ſollen die Reifen defekt ſein."

„Ach Charlie, das kann jedem paſſieren. Ich widerſprach ja, als du in Saskatoon ſo lange halten wollteſt, alle Reifen zu unterſuchen. Sieh' nach, ob außer dem Reifen noch ein Schaden am Auto geſchehen! Vielleicht erreichen wir Calgary doch noch rechtzeitig."

Der Herr ging zum Motor und unterſuchte ihn.

Helen war herbeigekommen und ſchaute kauend zu.

„Wir können ſo nicht weiter fahren. Der Kühler iſt leck geworden, und bis zur nächſten Füllſtation ſind es zehn Meilen oder gar mehr. Schöne Geſchichte dies! Auch kein Farmer weit und breit zu ſehen, der einem helfen könnte."

„Mein Daddy kann alles! Mein Daddy kann Ihnen helfen", ſagte Helen das letzte Stück Kuchen im Munde verſchwinden laſſend.

„Er kann alles? Er kann uns helfen?" fragte der Herr lachend, die kauende Helen anſehend.

„Ja bei Gott, mein Daddy kann alles! Er iſt der beſte Engineer in unſerer Gegend. Mein Daddy kann Ihre Car auffitzen. Kommen Sie mit und fragen Sie ihn. Unſere Farm liegt gleich hinter jenem Buſch.

„Es wird längere Zeit erfordern, den Kühler abzuſchrauben. Gehe du mit dem Girl auf die Farm und ſchicke mir den Mann her mit Lötgerätſchaft. Du kannſt dich da von dem Schreck erholen und vielleicht eine Erfriſchung erhalten."

„O ſicher!" rief Helen. „Mama bereitet Ihnen, was Sie wünſchen. Sie iſt die beſte Köchin weit und breit, und alle engliſchen Ladies erbitten ſich ihre Rezepte."

„All right!" lachte die Dame. „Wie heißt du?"

„Helen Jenſen, und meinen Daddy nennen alle „the German Frank", weil hier noch ein engliſcher Frank iſt", ſprudelte Helen über, während ſie die Dame zur Farm führte.

Helen war ein ſehr lebhaftes und luſtiges Kind. Hände und Füße konnte ſie nie ſtillhalten, und ihr Mündchen plapperte in einem fort.

Der Dame machte es Vergnügen, Helen zuzuhören, und ehe die

beiden die Farm erreichten, war ſie von Helen in einen großen Teil der Geſchichte ihrer Eltern eingeweiht.

Ohne anzuklopfen trat Helen in die Eßſtube, als gerade ihrer Mutter die Tränen über die Wangen rannen und ihr Vater mit in die Hände vergrabenem Kopf vor ſich hinbrütete.

Die Tür weit aufreißend, rief Helen: „Bitte, treten ſie ein!" Und zu ihrem Vater gewandt, auch in Engliſch: „Daddy, der Miſter dieſer Lady iſt in die Ditſch gefahren, und ſein Auto iſt zerbrochen. Du ſollſt ihm helfen. Gerade neben unſerem Brunnen liegt es. Bald hätte es die große Pappel abgebrochen, ſo bumſte es dagegen."

„Entſchuldigen Sie bitte, daß ich hier eindringe!" ſagte die Dame. „Ihr Töchterchen führte mich her und behauptet, ihr Daddy könne alles. Wie mein Gatte ſagt, iſt nur der Kühler leck geworden. Könnten Sie den reparieren?"

„Ich glaube ja. Nehmen Sie bitte Platz! Ich werde gleich mit aller nötigen Gerätſchaft hingehen. Wenn Sie vielleicht etwas wünſchen, ſagen Sie es der Helen. Meine Frau verſteht und ſpricht nur wenig Engliſch, ſie wird Ihnen aber gerne geben, was Sie wünſchen."

Friesen und ſeine Frau verließen die Stube, Helen noch Weiſung gebend, die Dame zu unterhalten.

### Grandma's Sweetheart

Helen unterhielt die Dame. Daß ihr die Zeit nicht lang wurde, hörte Mutter aus dem fröhlichen Lachen der beiden, die in die Wohnſtube gegangen waren.

Helen erzählte von Rußland, und wie ihre Eltern dort an den „Fleiſchtöpfen Aegyptens" geſeſſen.

Die Dame intereſſierte das ſehr.

Das Erzählte zu bekräftigen, holte Helen ein Album hervor mit Bildern aus Rußland und zeigte ſie der Dame.

Plötzlich zuckte die Dame zuſammen, wies auf das Bild des Leutnants MacMurray und fragte: „Wer iſt das?"

„O, that is Grandma's Sweetheart."

„Your Grandma's Sweetheart!? – Kind, das kann nicht ſein!"

„Ja, ja! Es iſt wahr!" lachte Helen. „Eigentlich iſt der hübſche

Junge (nice boy) nicht meiner Großmutter, ſondern meiner Urgroßmutter Schatz geweſen. Mama nennt ihn nur immer: Großmutters Schatz."

„Kannſt du mir erzählen, wie deine Mutter zu dieſem Bilde gekommen?"

Da erzählte Helen in ihrer kindlichen Weiſe, was ſie darüber von ihrer Mutter gehört.

Ungläubig ſchüttelte die Dame den Kopf — „Weißt du, wie der Schatz deiner Großmutter hieß?"

„Ich habe ſeinen Namen vergeſſen, aber der ſteht auf der Rückſeite des Bildes", ſagte Helen und zog mit vieler Mühe das Bild aus dem Album.

„Leslie MacMurray", las die Dame. „Ja, er iſt es", fuhr ſie zu ſich ſelbſt fort. „Alſo iſt die Geſchichte doch wahr und —" ſie vollendete den Satz nicht.

Nach etwa einer Stunde kam Frieſen mit dem Auto auf den Hof gefahren und führte den Herrn in das Wohnzimmer, wo die Dame wartete.

Sie winkte ihm, näher zu treten und ſprach zu ihm in einer Sprache, die Frieſen nicht verſtand, und zeigte ihm das Bild.

Der Herr ſetzte ſich einen Kneifer auf und betrachtete das Bild ſehr aufmerkſam und tat ſehr erſtaunt, als er die Schrift auf der Rückſeite geleſen, dabei in einemfort ſprechend. Plötzlich wieder in Engliſch. „Ich habe dieſes Bild von ihm noch nie geſehen! Wie kommt das Bild hierher?"

„Ich habe es von dem kleinen Girl ſehr unvollſtändig erfahren. Wollen Sie ſo freundlich ſein, Mr. Frieſen, uns darüber erſchöpfende Aufklärung zu geben?" bat die Dame.

„Gerne, aber das iſt eine lange Geſchichte. Ich werde mich waſchen und meinen Overall ablegen. In der Zeit hat meine Frau das Abendbrot fertig, und während wir eſſen, erzähle ich Ihnen die Geſchichte. Kommen Sie bitte in die Eßſtube!"

Frau Frieſen hatte den Tiſch nur für drei Perſonen gedeckt. Der Herr war damit nicht einverſtanden. Er ging in die Küche und bat Frau Frieſen, für ſich und für Helen auch Gedecke zu bringen. Der

Herr ſprach erträglich Deutſch, verſtand es aber ſehr gut; ſo konnte auch Frau Frieſen an der Unterhaltung teilnehmen.

Während ſie aßen, erzählten Frieſens die Geſchichte von Großmutters Schatz, und der Herr fragte ſie aus, bis er auch die kleinſten Einzelheiten erfahren hatte.

Frieſen ſprach auch von der alten Piſtole MacMurrays, die er mit herübergebracht habe, und zeigte ſie dem Herrn.

„Würden Sie die Piſtole verkaufen?“ fragte der Herr.

„Nein, auf keinen Fall! Erſt wenn ich in äußerſter Not ſein ſollte, würde ich mich vielleicht dazu verſtehen.“

„Es iſt an und für ſich eine ſehr teure Waffe, und als Altertümlichkeit hat ſie noch beſonderen Wert. Ich wäre bereit, Ihnen ein gut Stück Geld für ſie zu bezahlen.“

„Nein, ich verkaufe ſie nicht!“

„Und das Bild des Leutnants? Fordern Sie einmal eine gehörige Summe! Ich kenne die Nachkommen des Leutnants MacMurray in Schottland. Sie ſind ſehr reich und beſitzen auch hier in Canada große Ranchen und viel Nutzholzwälder. Die würden ſich freuen, das Bild für irgendeinen Preis erwerben zu können.“

„Nein, Daddy, verkaufe Grandma's Sweetheart nicht!“ rief Helen. „Mama hat mir immer geſagt, das Bild würde uns noch einmal Glück bringen. Verkaufe es nicht, Daddy!“

„Nein, Helen, ich verkaufe es nicht.“

„Gar nicht?“ fragte der Herr. „Für keinen Preis?“

„Nein! Alte Andenken ſoll man in Ehren halten. Damit Schacher treiben und Kapital daraus ſchlagen wäre unehrlich.“

„Ihre Abſage tut mir ſehr leid. Ich möchte das Bild und die Piſtole auf jeden Fall erwerben und beſitzen.“

„Du mußt ſie irgendwie erwerben! Bedenke doch, ſein einziges Bild aus dem Krimkriege!“ rief die Dame erregt aus.

„Wie?! — Wenn Mr. Frieſen ſie nicht verkaufen will“, erwiderte der Herr ebenſo aufgeregt.

Dann redete die Dame in der unbekannten Sprache auf den Herrn ein.

Er nickte bejahend und wandte ſich nach einigem Nachdenken an

Frieſen: „Ich will heute nicht weiter in Sie dringen, Mr Frieſen, aber ich komme auf dem Rückwege wieder bei Ihnen an. Hoffentlich haben Sie ſich bis dann entſchloſſen, den Handel abzuſchließen."

„Da irren Sie", ſagte Frieſen lakoniſch.

Der Herr ſchien die Antwort nicht ernſt zu nehmen und lenkte das Geſpräch auf die allgemeine wirtſchaftliche Lage und verſuchte aus Frieſen herauszubekommen, wie ſeine pekuniäre Lage ſei.

Frieſen aber wurde wortkarg und blieb verſchloſſen. Was ging den Fremden ſeine Notlage an!?

Wieder ſprach die Dame zu dem Herrn in der unbekannten Sprache.

„Sie wollen dieſe ſchöne Farm verlaſſen, Mr Frieſen?" fragte darauf der Herr. Wahrſcheinlich hatte die Dame ihm mitgeteilt, was Helen in ihrer Unſchuld ausgeplaudert.

Frieſen ſchüttelte verneinend den Kopf und ſchwieg.

Da platzte Helen mit tränenden Augen heraus: „Wir wollen nicht, aber wir müſſen, wenn Daddy morgen nicht zweitauſend Dollar bezahlt."

„Helen!" rief ihr Vater verweiſend.

Doch es war geſagt, und der Herr drang jetzt ſo lange in Frieſen, bis der ihm die volle Wahrheit über ſeine hoffnungsloſe Lage erzählte.

„Da iſt guter Rat teuer", ſagte der Herr und ging auf ein anderes Thema über.

Als ſie Tee tranken, entſchuldigte ſich der Herr und ging hinaus.

Frieſen ſah durchs Fenſter, daß er in ſein Auto ſtieg und da ſcheinbar ſchrieb. Nach einer Weile kam er wieder und trank noch eine Taſſe Tee. Frieſen bemerkte, wie er der Dame ein großes Kuvert unter dem Tiſche zuſchob. Die Dame nickte bejahend. Frieſen war das peinlich, und er ſagte zu Helen: „Treibe die Kühe in den Stall, und laſſe die Waſſermühle los!"

Der Herr erhob ſich und bezahlte Frieſen für die Reparatur und die Abendmahlzeit zehn Dollar.

Frieſen wollte ihm fünf Dollar herausgeben, da fünf Dollar vollſtändig genug ſeien.

„Iſt es zu viel, ſo geben Sie es der Helen!“ ſagte die Dame

Darauf verabſchiedeten ſich die Gäſte, und Frieſens geleiteten ſie hinaus. Als ſie ſchon vor der Tür waren, rief die Dame „Ich habe meine Handtaſche im Parlor vergeſſen“, wandte ſich und ging zurück ins Haus.

Frau Frieſen wollte ihr folgen, doch der Herr hielt ſie zurück und bat um einen Trunk kalten Waſſers.

„Ich werde ſchnell friſches Waſſer von der Pumpe holen“, ſagte Frieſen und ging mit dem Eimer zum Brunnen. Frau Frieſen holte ein Glas aus dem Kuchenſchrank und ſtand mit dem Herrn vor der Tür, Frieſen erwartend. Die Dame kam aus dem Hauſe und ging gleich zum Auto. Frieſen kam mit dem Waſſer, der Herr trank, bedankte ſich und ging auch zum Auto.

Frieſen und ſeine Frau warteten nicht, bis die Fremden eingeſtiegen und abgefahren waren, ſondern gingen gleich an ihre Arbeit, denn es war inzwiſchen dunkel geworden.

Um zu ſparen, hielten Frieſens ſich keine Hilfe, und die Uhr ſchlug zehn, als ſie endlich mit der Arbeit im Stall und Küche fertig waren. Helen ſchlief ſchon. Frieſen riß ein Blättchen vom Abreißkalender und ſetzte ſich an den Tiſch und las den Spruch „Morgen ſoll euch Hilfe geſchehen, wenn die Sonne beginnt heiß zu ſcheinen.“ 1 Samuelis 2. 9. Und dann noch kurze Abhandlung, daß Gottes Hilfe immer zur rechten Zeit komme, zwar nicht immer gerade morgen, aber nie zu ſpät, wenn der Menſch nur Glauben und Vertrauen nicht wegwürfe. Auf der Rückſeite ſtand der allbekannte Troſtvers, den Frieſen mit verſagender Stimme vorlas:

„Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und ſei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großer Gnad' entrücken,
Erwarte nur die Zeit,
So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'.“

Dann knieten beide nieder zu einem ſtillen Gebet und gingen darauf zu Bette.

Sie ſchliefen wenig in dieſer Nacht. Die Sorge um die Zukunft und um Helen drückte zu ſchwer. Sie glaubten ja und vertrauten Gott, hatte er ſie doch in Rußland aus ſo mancher Gefahr und Not auf wunderbare Weiſe gerettet, aber – Morgen ſoll euch Hilfe geſchehen! — das konnten ſie nicht glauben und faſſen. Morgen mußte Friesen nach R. fahren und ſich von der Farm losſchreiben, wenn er nicht wenigſtens eintauſendfünfhundert Dollar bezahlte.

— Wo die hernehmen? Keine Hilfe und kein Ausweg! —

Verzagt und müde, wie zerſchlagen von der durchwachten Nacht, ſtanden ſie morgens auf und gingen an ihre Farmarbeit. Melken und Viehfüttern. Als die Arbeit getan, ſetzten ſie ſich zu Tiſche.

„Helen, bringe mir die Bibel!“ ſagte der Vater.

Helen brachte ſie und legte ſie vor dem Vater auf den Tiſch. Der ſchlug ſie auf, einen Abſchnitt zur Morgenandacht zu leſen, und fand, wo ſich die Blätter teilten, einen an ihn adreſſierten unfrankierten Brief. Erſtaunt betrachtete er ihn und fragte: „Wie kommt der in die Bibel?“

Helen und ihre Mutter wußten es nicht. Er öffnete den Brief und las:

„Teure Mr. und Mrs. Friesen! –

Es iſt das erſte Mal in meinem Leben, daß ich zum Diebe geworden, aber Sie ließen mir keine andere Wahl. Hoffentlich entſpricht meine Entſchädigung auch in Ihrer Schätzung dem Werte des Geraubten, und Sie werden von einer Verfolgung abſehen.

Ihnen Glück und Wohlergehen wünſchend, Ihr

Charlie Leslie MacMurray.“

„Wer kann das ſein, und was hat er uns geſtohlen?“ fragte Friesen verwundert. „Ich kenne keinen Mann ſolchen Namens.“

„So hieß ja Großmutters Schatz!“ rief Helen. „Und die Piſtole iſt weg! Geſtern abend, als ich nach den Kühen ging, lag ſie noch auf der Kommode.“

„Sollte es der Herr von geſtern ſein? Der war ja wie erpicht auf

die Piſtole. Für zehn Dollar hätte ich ſie ihm gelaſſen, aber es ſchien mir zu viel, es zu fordern, und ſchenken wollte ich ſie ihm nicht. Schien ein feiner Herr zu ſein und wird aus purer Sammelſucht zum Diebe! Das ſoll mal einer verſtehen!" ſagte Frieſen.

Helen war in die Wohnſtube gegangen und kam mit einem großen Briefumſchlag in der Hand zurück. „Daddy, Großmutters Schatz iſt auch aus dem Album verſchwunden. An Stelle des Bildes lag dieſer Brief." Helen reichte ihn dem Vater.

„To Mr. Frieſen", ſtand fett unterſtrichen auf dem Umſchlage.

Frieſen öffnete ihn, und heraus fielen zwei Eintauſend-Dollar-Noten und ein Blättchen Papier. Laut las Frieſen.

„Einliegend $2,000.00, Ihre Schulden zu bezahlen.
Grandmas Sweetheart war mein Großvater. Deshalb!
Ihr C. L. MacMurray."

Wortlos ſahen Frieſen und ſeine Frau ſich an. Tränen rollten über ihre Wangen.

„Großmutters Schatz hat uns Glück gebracht! Hurra, wir bleiben auf der Farm!" rief Helen und klatſchte vor Freude in die Hände.

# John Maynard

(Nach einem englischen Lesestück)

Vor siebenzig Jahren war's, oder so.
Auf dem Erie ein Schiff fuhr nach Buffalo.
John Maynard, des Schiffes Steuermann,
Unsterblichen Ruhm auf der Fahrt sich gewann
Und oft noch wird heute sein Ruhm gesungen,
Klingt heut noch so gut, wie er damals geklungen.

Wohl einhundert Menschen, vielleicht auch mehr,
Auf dem Schiff sich befanden als Passagier
Der Tag war sonnig und ruhig der See
Nichts ahnte John Maynard von baldigem Weh.
Vom Decke scholl Spiel und fröhliches Singen,
Als plötzlich man Rauch durch die Lucken sah dringen.

„Hinunter mal, Simpson, und nachgeseh'n!"
Rief befehlend dem Schiffsmat der Kapitän.
„Der Rauch riecht verdächtig und sieht so schwarz —,
Untersuche die Ladung, den Teer, das Harz!
— Allmächt'ger — Wenn unsere Ladung sollt' brennen,
Mit Feuer und Tod heißt's um's Leben dann trennen!"

„Das Schiff steht in Feu'r, es brennt das Harz!"
Meldet Simpson, das Gesicht vom Rauch ganz schwarz.
„Wir löschen die Flammen, das Feu'r nicht mehr,
Denn Feuer gefangen hat auch schon der Teer!"
— „Nach vorne die Menschen!" Befehle jetzt kamen,
„Da sind sie geschützt vor Rauch und Flammen!"

— „Wie weit haben wir noch bis Buffalo?"
— „Sechs Meilen!" — Die Antwort macht keinen froh.
„Kapitän, wie lang noch, bis wir sind dort?"
— „Drei Viertel Stunden bei guter Fahrt!"
„John Maynard?" — Den Ruf wohl alle vernahmen
— „Yes, Sir!" kam die Antwort durch Rauch und Flammen.

„Stehst du noch am Steuer und hältst aufs Ziel?"
— „Yes, Sir! Südost bei Ost, vom Kurs ich nicht fiel!"

„Halt Oft ihn, und wo du ſieheſt Land,
Da renne das Schiff direkt auf den Strand!“
Und näher und näher dem Ufer ſie kamen. . .
John Maynard am Steuer trotz Rauch und Flammen.

„John Maynard, ſtehſt du noch feſte am Steu'r?“
— „Yes, Sir!“ — kaum hörbar durch Rauch und Feu'r.
„Noch fünf Minuten, mein alter John?“
— „Mit Gottes Hilf' ich ſchaff' es ſchon!“
Bei lebendigem Leibe läßt er ſich braten.
Und ſchon umfangen ihn Todesſchatten

Geſchwärzt das Geſicht, das Haar verbrannt,
Verkohlt und verkrüppelt die linke Hand,
Hält er mit der rechten umklammert das Rad
Und ſteuert das Schiff den rechten Pfad,
Und betet „Allmächt'ger! Für jener Leben
Will ich ja gern das meine Dir geben.

Nur eine Minute noch gib mir Kraft !“
. Ein Krachen und Splittern. . „Ich hab' es geſchafft!“
Gerettet landet das Schiff am Strand,
John Maynards Seele — im Vaterland!
John Maynards Tat wird noch heute beſungen,
Klingt heut noch ſo gut, wie ſie damals geklungen!

## SANITAR MENNONIT BES IMENJI

Gibt's denn nicht unter meinem Volke Helden,
Daß ich John Maynards alten Ruhm noch ſing?!
Soll meines Volkes Heldentum nur wen'ger gelten,
Daß ich es nicht ans Licht des Tages bring?!
Was edel, ſchön und groß — dem gilt mein Sang;
Nicht Volk noch Name — Tat nur gibt den Klang!

Herbei denn, meines lieben Volkes Helden,
Daß ich ein Ruhmlied euren Taten ſing!
Wo ſind ich euch — zerſtreut in alle Welten! —
Daß allesamt mein Lied euch auch umſchling?

Was edel, schön und groß — dem gilt mein Sang;
Mein Volk, dein Name — gibt er wohl den Klang?

Unmöglich ist's, in einem Lied zu singen
Der Helden Ruhm und was mein Volk vollbracht. . !
Könnt ich, was einer nur vollbracht, zum Klingen bringen,
Dann wär schon viel, sehr viel im Lied gesagt!
Was edel, schön und groß — dem gilt mein Sang;
Ein Held ohn' Name gibt dazu den Klang!

In Polen, bei Dzrewo am Waldesrand,
Vor fünfzehn Jahren ein Grabkreuz stand.
„Sanitar-mennonit bes imenji" *
— Unklarer war eine Grabschrift wohl nie! —
„Mir wetschnyj geroju On tysjatschi spas,
Dobrowoljno poshertwowal shisnju sa nas." * *
So stand's auf dem Kreuz, kaum war's nur zu lesen.
— Der's geschrieben, war sicher kein Künstler gewesen! —

— Sanitar Mennonit! „Vielleicht mein Sohn?
Ein Opfer des Krieges, vermodert schon!"
— „Vielleicht mein Bruder?" — „Ob mein Vater wohl gar?"
So fragten die drei sich, verschieden an Jahr',
Sie waren gekommen zu finden es aus,
Wo derjenige verblieb, der nicht kam nach Haus.
Da kam aus dem Wald — die Jahre schon drücken —
Eine uralte Polin gehumpelt auf Krücken.

Und grüßte die dreie und fragt', wer sie sind.
„Ich such' meinen Bruder" — „Ich suche mein Kind."
— „Ich such' meinen Vater im Kriege er blieb
Ich hat ihn. ich hat ihn so herzlich lieb."
So schluchzte der jüngste, sank nieder am Grab.
Die andern wischten die Tränen sich ab. !
„Wer immer es ist, der hier liegt begraben,
Der Herrgott, das weiß ich, wird sicher ihn haben!

---

* „Ein Sanitäter — ein Mennonit ohne Namen."
* * „Ewiger Frieden dem Helden! Er hat Tausende gerettet;
Freiwillig opferte er sein Leben für uns!"

„Wie dieser gestorben, ich hab's geseh'n;
Ich legt ihn ins Grab hier, nachdem's gescheh'n.
Wißt, Panni, in Dzrewo zur Kriegeszeit
Fünf Züge zur Heimfahrt dort standen bereit,
Sie waren mit Kranken geladen ganz voll,
Als hoch in den Wolken ein Donnern erscholl.
Und feindliche Flieger dem Bahnhofe nahten,
Den Munitionszug, der einfuhr, zum Ziele sie hatten. . .!

Kaum stand nun der Zug da, da sausten herab
Von oben die Bomben. Eine Panik es gab. !
Ums Leben liefen, wer laufen nur konnt'
Von Schrecken und Furcht blieb keiner verschont!
Konduktor und Führer verließen den Zug,
Der Tod und Verderben für Tausende trug,
Und ließen ihn zwischen den andern fünf stehen. .
Träf' ihn eine Bombe — s wär um alle geschehen!

Nur dieser, der unter dem Hügel hier ruht,
Der kannte nicht Furcht! Mit Heldenmut
Die Maschine bestieg er und führte den Zug,
Der Tod und Verderben für Tausende trug,
Aus Dzrewo hinaus, bis zu dieser Stell',
Und hier — hier sah ich auf Erden die Höll' !
Hier trafen den Zug die feindlichen Bomben
Zum Himmel empor schossen feurige Tromben ?

Die Erde erbebte. ! Die Hölle war los. !
Ein Donnern und Krachen. .! Der Luftdruck so groß,
Daß Häuser und Bäume er fegte hinweg,
Mich warf er hinüber — dort, über den Steg. !
Nur wen ge Minuten — dann war es vorbei,
So still war's, als ob nichts geschehen hier sei.
Doch der Zug von der Bahn dort, der war verschwunden. . .
Nur Trümmer und Fetzen hat man noch gefunden!

Und hier unter'm Baume, am Waldesrand'
Den Retter von Dzrewo — tot — ich fand.
„Sanitar-mennonit bes imenji"
So schrieb ich's auf's Kreuz ihm; doch hören Sie

Ob er Ihr Vater, Ihr Bruder, Ihr Sohn,
Das eine iſt ſicher, er bekam ſeinen Lohn!
Gott hat, weil für andre der Held ließ ſein Leben,
Den ewigen Frieden ihm lang ſchon gegeben!"

So tröſtet die Alte — winkt mit der Hand
Und humpelt dann weiter am Waldesrand.
— „Sanitar-mennonit bes imenji"? —
Wer war er? Wie hieß er? — Ich erfuhr es nie!
Doch gibt es Annalen, da ſchrieb man ihn ein.
— Nicht mit goldenen Lettern in Marmor und Stein!
Nein! — Im Buche des Lebens, da iſt es zu leſen,
Wer der Sohn unſres Volkes, wer der Held iſt geweſen!

# Im Wandel der Zeiten

## In Bild und Wort

**1910. Weizenpreis 78 Kopeken**

Mit Pferden, Ochsen und Kamelen
So droschen wir, ohn' viel Krakeelen!
Schlecht und recht
Niemandes Knecht
Und kamen auch zum Ziele,
Und waren glücklicher als viele
Das war die gute alte Zeit
Die jetzt so weit, ach wie so weit!

**1916. Weizenpreis 2 Rubel 80 Kopeken**

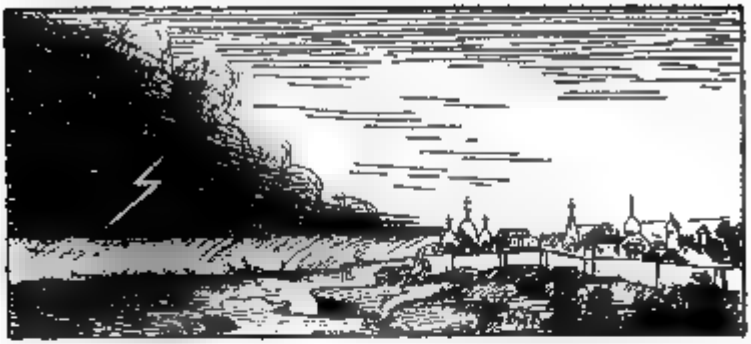
Jetzt droschen wir schon mit Motoren
Und dachten, o wir arme Toren!
Daß es jetzt in die Höhe ging,
Indes Damokles' Schwert schon hing
Am Seidenfaden über'm Haupte!
Und bald man uns des Guts beraubte!
Wir wurden in die Fremd' getrieben
Und Geld und Gut sind dort geblieben

**1928. Weizenpreis $1.25**

Vom Segen alle Felder troffen,
Wir fingen wieder an zu hoffen,
Daß uns im Lande Canada
Das Glück sehr bald, die Zeit ganz nah,
Wo wir das „eigne" Heim könnt gründen
Und eine „neue" Heimat finden
Doch alle Güter dieser Zeit,
Sie gelten nichts in Ewigkeit

**1934 Weizenpreis $0.55**

Nur spärlich Gottes Brünnlein quoll
Vom Stroh wird kaum der Boden voll,
Auf Feldern sieht man wenig Haufen,
Und Weizen gibt's nicht zu verkaufen'
Half man uns nicht mit dem Relief,
Wir liefen in der Not gar tief
„O hilf uns, Herr Gott durch alle Zeiten.
Führ uns durchs Kreuz zu Herrlichkeiten"



# Am Vorabend der ruſſiſchen Revolution

Dirk Günther hatte in ſeinen jüngeren Jahren kein „Sitzfleiſch", wie ſein Schwiegervater es nannte; denn er ſattelte von einem Beruf über zu andern, ohne wirklich einmal „ſeßhaft" und „ſtämmig" zu werden. Lehrer, Geſchäftsmann, Mühlenbeſitzer, Winkeladvokat hatten ihm nicht entſprochen. Um endlich einmal ſeßhaft zu werden und zu bleiben, pachtete er ſich im Frühjahr 1916 ein großes, faſt 4000 Deſjatinen umfaſſendes Landgut von einem Deutſchen in der Nähe der Rjanſanj-Uralsker Eiſenbahn, angrenzend an das Land der Uralsker Koſaken.

Kaum war der Kontrakt unterſchrieben und Günther, aus dem Süden kommend, angelangt auf dem Gute, erhielt er ein Telegramm. „Askania, als deutſcher Beſitz, unterliegt der Liquidation. Kontrakt nicht gültig!"

Das einzige, was er auf dem Lande tun durfte und konnte, war Heu zu mähen.

Er nahm Mäher an und ließ ſich 65 Waggonladungen Heu mähen, zuſammenfahren und dann auch preſſen.

Kaum war er damit fertig, erhielt er von der Gemeinde zu N.

den Auftrag, nach Petrograd zu fahren und zu verſuchen, zwei Mennoniten, die in ein Strafbataillon geſteckt und an die kaukaſiſche Front geſchickt werden ſollten, aus der Klemme zu befreien.

Auf der Rückreiſe von Petrograd erhielt er in Moskau ein Telegramm von ſeinem Bruder Heinz aus Kiew, er ſolle dahin kommen, ſein Heu zu verkaufen. Heinz war Sanitäter im Semſtwo-Verband.

Der Käufer entpuppte ſich als ein alter Bekannter der Günthers, der vor vielen Jahren als Schneiderlehrling und ſpäter als Hauſierer viel in ihrer Eltern Haus gekommen war.

Aus dem Hauſierer Berko Chaimowitſch Silberſtein war inzwiſchen ein Herr Direktor der Transportgeſellſchaft „Wirja“ und Armeelieferant geworden, der ſich jetzt Boris Jefimowitſch Serebrowsky nannte.

Im Hotel „Igor“ trafen ſich die Brüder Günther mit Herrn Serebrowsky, den ſie ſchlechtweg Berko nannten, und Dirk war ſich bald mit ihm über den Preis des Heues und die Bedingungen der Lieferung einig.

Eigentlich waren Berko und die Günthers mehr als nur Bekannte, ſie waren Jugendfreunde. Vater Günther hatte es dem Berko ermöglicht, ein Hauſierergeſchäft anzufangen, indem er ihm Geld vorſtreckte.

Jahrelang hatte Berko wenigſtens zweimal wöchentlich bei den Günthers genächtigt und von den Günthers viel Liebe und Güte erfahren.

In den Judenprogromen nach dem japaniſchen Kriege verlor Berko ſein ganzes Vermögen und wurde ſelbſt Revolutionär. Sobald Vater Günther dahintergekommen war, verbot er ihm das Haus und den Umgang mit ſeinen Söhnen; und dann hatten ſie ſich aus den Augen verloren.

Berko hatte ſein Ziel, Rache an den Ruſſen zu nehmen und ein reicher, gewaltiger Mann zu werden, nicht aus dem Auge gelaſſen. Reich war er ſchon geworden, aber ſeine Rache wollte er erſt ganz auskoſten, wenn die kommuniſtiſche Revolution käme.

Die Brüder lachten ihn aus und glaubten, Berko ſchneide auf.

Während Berko an ſeinen Sekretär telephonierte, unterhielten Dirk und Heinz ſich halblaut. Als Berko mit dem Telephonieren

fertig war, ſagte Dirk gerade: „Ja, ich war in der Reichsduma während einer Sitzung.“

„Doch nicht am erſten November?“ fragte Berko.

„Ja, in den Tagesſitzungen am erſten November.“

„Und hörteſt du den Abgeordneten des D — Geheimrat, Herrn S—w, ſprechen über die Geheimniſſe, Vorgänge und Zuſtände am Hofe und in den Regierungs-Miniſterien und von Raſputin? Unſer Parteiberichterſtatter und viele Journaliſten der linken Preſſe ſind eingeſteckt, und was die rechte Preſſe darüber berichtet, ſind ja alles Lügen. Wir wiſſen, daß der Funke der Empörung über die unmöglichen Vorgänge am Hofe in die Duma geworfen iſt, und daß es einen großen Skandal in der Duma gegeben hat, aber mehr auch nicht. Erzähle uns, wie und was da geſagt wurde. Mich intereſſiert das ſehr, Dirk.“

„Ich wage es nicht! Ich mußte mich eidlich verpflichten und ſchriftlich verſprechen, daß ich nichts anderes erzählen würde, als was die Zeitungen bringen würden. Obwohl man mir dann wegzufahren aber in Petrograd zu bleiben erlaubte, glaube ich doch, daß ich von der Geheimpolizei verfolgt und beobachtet werde. Schon in Petrograd bemerkte ich, daß eine Perſon immer hinter mir her war. Im Zuge von Petrograd bis Moskau konnte ich ſie nicht finden, obwohl ich mehrere Male ſuchend durch den ganzen Zug ging. Kaum war ich in Moskau im Hotel, war auch der Spitzel wieder da, wenn auch in Zivilkleidung, und als ich und Heinz heute in dein Auto ſtiegen, ſtand er daneben und ſchrieb ſich die Nummer des Autos auf.“

„Verdammt!“ rief Berko erregt. „Haſt du etwas auf dem Kerbholz für politiſche Betätigung? Das riecht verdächtig nach Ochrankaaufſicht! Woran erkennſt du den Spitzel auch in ſeiner Verkleidung, Dirk?“

„Ich ſah ihn noch in Petrograd einmal ſeinen linken Handſchuh abziehen und bemerkte, daß ihm der kleine Finger fehlt. Als er den Handſchuh wieder anzog, ſtand der Handſchuhfinger ſteif und krümmte ſich nicht, wenn er die anderen Finger bewegte.“

„So'n Eſel,“ lachte Berko und drückte auf den Knopf der elektriſchen Klingel. Jakja, der Kellner, kam ſofort. „Sieh einmal nach,

ob Iwan Iwanowitsch hier ist. Er soll gleich zu mir kommen!"

„Er ist im großen Saal zu Mittag und verlangte dringend, Sie zu sprechen. Ich hieß ihn warten."

„Sage ihm, wenn er gegessen hat, soll er hereinkommen!"

„Wer ist nun dieser Iwan Iwanowitsch wieder?" fragte Dirk.

„Er wird gleich kommen. Dann stelle ich ihn euch vor. Erzähle, was in der Duma vorging und welchen Eindruck du von der Duma und unseren Volksvertretern erhalten hast. Der Eindruck muß überwältigend gewesen sein."

„Um von Anfang anzufangen, muß ich beim Gebäude beginnen. Das macht, von außen gesehen, auf den Beschauer gar keinen Eindruck. Es sieht aus, wie ein mehrstöckiges Fabrikgebäude auf das sich eine große Glaskugel verirrt hat. Wirklichen Eindruck macht das Innere. Besonders der Sitzungssaal und die Saulenhallen sind erdrückend und überwältigend in ihrer Schwere und Größe. Aber von wirklicher architektonischer Kunst habe ich nichts Bemerkenswertes gesehen.

Gleich beim Eintritt ärgerte mich einer der Diener, am liebsten hätte ich ihn eine verabreicht.

Ich hatte einen alten deutschen Bauer solchen vom alten Schnitt, euch vom alten Schrot und Korn mit, der immer und überall vor lauter Sehen und Hören nicht aus den „Ah-en und Oh-en" des Staunens herauskam, und die Aufmerksamkeit der Städter auf sich lenkte. Als echter Landmann, der zu Hause auf leichten Lederpantoffeln (Schlorren) und ohne Strümpfe ging, bis der erste Schnee fiel, waren ihm Schuhe, Strümpfe und obendrein noch Gummigaloschen viel zu schwer an den Füßen, um das alles mitzuschleppen. Darum hatte er seine Galoschen im Hotel stehen gelassen. In Petrograd lag etwas Schnee und war kein Frost, so daß die Schuhe nicht rein blieben auf der Straße. Als wir die Treppe zur Galerie bestiegen, hält ein Diener den Alten, der hinter mir ging, auf und sagt: „Mit solchen Schuhen dürfen Sie nicht über die Teppiche gehen!"

Vor Schreck wurde mein Alter blaß und rief im heftigsten Platt: „Mensch, Deert! Wie hebb ji! See toe, dast du wenigstens weest,

kriegst, wenn du mir nicht mit Ruß!" („Warte, Dirk! Mich haben sie! Siehe zu, daß wenigstens du wegkommst, und dann mache mich los!")

Schon wurde das Publikum aufmerksam. Ich gab dem Diener einen Rubel und sagte: „Wichsen Sie dem Alten die Schuhe und führen Sie ihn auf seinen Platz!" und reichte dem Alten seine Platzkarte.

Nach fünf Minuten führte der Diener den Alten auf seinen Platz, der neben mir war. Königlich freute sich der Alte über seine blitzblanken Schuhe und sprach laut seine Verwunderung darüber aus, daß den Besuchern der Duma umsonst die Schuhe gewichst wurden und fügte zu mir gewandt hinzu: — „Enn dan noch met echti Krem. Daonas mot doch der Duma gaonich so schlacht sene, as dü ema sachst, Derk!" — („Und dann noch mit echter Creme. Darnach muß doch die Duma gar nicht so schlecht sein, wie du immer sagst, Dirk!")

„Das ist vielleicht auch das einzige Lob, das der Duma ohne Heuchelei aus aufrichtigem Herzen gezollt worden ist", unterbrach Berta lachend. „Und dennoch war es unverdient. Für einen Rubel bekommt man seine Schuhe irgendwo gewichst, auch mit Creme."

„Dem Alten war das natürlich neu", sagte Heinz. „Der wichst seine Schuhe mit Ruß von der Bratpfanne."

„Noch nie habe ich viel von der Duma gehalten", fuhr Dirk fort, „aber dieser Besuch hat auch die letzte meiner Illusionen über dieses Institut zerstört.

Als die Sitzung eröffnet wurde, waren kaum ein Viertel der Abgeordneten im Sitzungssaale. Die ersten Sprecher, vier oder fünf, sprachen nur zu sich und für sich. Die Abgeordneten schrieben, erzählten oder langweilten sich, gähnten, und einer hielt sogar ein ungestörtes Schläfchen. Ich teilte meine Verwunderung über das wirklich komische Bild einem Studenten, der neben mir saß, in leisem Flüsterton mit. Der antwortete: „Heute geht's noch manierlich zu. An manchen Tagen ist's da unten wie in einem Kabak (gemeine Schnapsschenke). Warten Sie bis nach der großen Pause, dann wird das Bild sich ändern."

Ein Herr in schwarzem Frack und weißer Weste legte mir und

dem Studenten die weißbehandschuhten Hände auf die Schultern und sagte: „Wenn Sie sich unterhalten wollen, muß ich Sie bitten, die Galerie zu verlassen", und dabei zeigte er auf eine große Metallplatte, die er an einer Kette um den Hals trug. Ich las darauf „Dumskiz Pristaw" und verhielt mich still.

In der großen Pause aßen wir im Duma-Restaurant zu Mittag und wurden für fünf Rubel lange nicht satt. Das ging nun meinem Alten wider die Schnur. Er wollte von dem Preise etwas herunterhandeln zum Gaudium des Publikums, bis ich kurzerhand dem Kellner drei Rubel in die Hand drückte und er den Alten die Rechnung mit zwei Rubel begleichen ließ. Der Alte wollte sich nicht die Mahlzeiten und Billette freihalten lassen, was ich gerne getan hätte, um mir den Aerger zu ersparen, anhören zu müssen, wie er überall etwas vom Preise herunterzuhandeln versuchte, selbst an der Theater- und Zirkuskasse.

„Mau nijh naojäwi, Derk! Dee laoti uk en'i Duma met sitj haundli, wan eena daut mau veschteit", („Nur nicht nachgeben, Dirk! Die lassen auch in der Duma mit sich handeln ... feilschen —, wenn einer das nur versteht",) sagte der Alte schmunzelnd, wischte sich die Krümchen aus seinem Barte und steckte befriedigt meine drei Rubel ein, die ihm der Kellner auf den Tisch gezählt hatte — als Herausgabe von fünf Rubel!"

„Ich hätte viel dafür gegeben, Dirk, wenn ich dich hätte beobachten können, als der Alte sich da dem Dumapublikum demonstrierte", lachte Heinz.

„Zum Mich-ärgern kam ich nicht. Der Alte war schon eine auffallende Erscheinung unter dem eleganten Publikum gewesen, jetzt war er der Mittelpunkt.

Stelle dir einen echten „mennonitischen" Bauer vor. Groß und breitschultrig, ein Recke, mit pechschwarzem Bart, der ihm bis auf den untersten Westenknopf reicht. Rock und Hosen von gutem Stoff, aber von einem sehr schlechten Schneider gemacht. Der Kragen, der Brustlatz und die Manschetten des schwarzen Wamses von der Mutter in Kreuzsticharbeit, rot und grün, sehr hübsch ausgenäht. Die Rockärmel so kurz, daß die Wamsärmel immer drei Zoll hervor-

ſtecken, und der Alte zieht ſie abſichtlich noch hervor, um zu zeigen, wie ſeine „Mamaſcha“ (Mutter, hier Frau) ausnähen kann. Die Hoſen ſo kurz, daß über den Schuhen immer zwei bis fünf Zoll der im grellſten Blau und Rot geringelten Strümpfe zu ſehen ſind. Die Wolle hat auch ſeine „Mamaſcha“ geſponnen, gefärbt und die Strümpfe geſtrickt, erzählte er ſtolz.

Man reichte ihm Zigaretten und ließ ihn in ſeinem Deutſch-Ukrainiſch-Ruſſiſch ſeine Eindrücke von der Stolitza (Hauptſtadt) zum beſten geben

Wahre Lachſalven entluden ſich, als er die Duma, die viele Menſchen verdammten, bis in den ſiebenten Himmel erhob, weil man ihm hier mit Creme umſonſt die Schuhe gewichſt habe — dabei zeigte er ſeine blitzblanken Schuhe und die blaurot geringelten Strümpfe ſeiner Mamaſcha.

Der Reſtaurantinhaber hätte beſſer getan, den Alten an einen Eckiſch zu ſetzen und ihm eine gute Mahlzeit freizuhalten, als ihm für eine kärgliche Mahlzeit fünf Rubel abzunehmen und dadurch das Publikum auf ihn aufmerkſam zu machen.

Das Publikum verließ ſeine Tiſche, hörte dem Alten zu und vergaß zu eſſen.“

Fejda führte Iwan Iwanowitſch ins Zimmer und unterbrach Dirks Erzählung.

„Iwan Iwanowitſch“, ſagte Berko, „Sie müſſen vorſichtiger ſein, wenn Sie jemand unbemerkt verfolgen wollen. Dieſer Herr hat Sie von Petrograd an immer wieder als ſeinen Verfolger erkannt. Warum waren Sie hinter ihm her?“

Dirk hatte auf den erſten Blick ſeinen Verfolger wiedererkannt und konnte ſich nicht erklären, in welchem Verhältnis der zu Berko ſtehen könnte

„Herr Günther war in der Duma, als der Abgeordnete vom D.-Gebiet K.-w über den Hof ſprach. Alle unſere Berichterſtatter ſind eingeſteckt. Nun wollte ich verſuchen, von ihm einen Bericht über die Vorgänge in der Duma zu erhalten.“

„Und weshalb wollten Sie mich ſo dringend ſprechen?“

„Um Ihnen mitzuteilen, daß Herr Günther hier in Kiew iſt und Ihnen Bericht erſtatten kann.“

„Er war eben dabei, ihn mir zu geben, als Sie eintraten. Diese Herren, Dirk und Heinz Günther, sind alte Bekannte, meine Jugendfreunde und in jeder Beziehung sicher, aber nicht von der Partei. Werfen Sie sich das Iwan Iwanowitsch. Und in Zukunft leiten Sie vorsichtiger. Ihr kleiner Finger hat Sie verraten. Ihren Bericht geben Sie abends in der Parteisitzung. Auf Wiedersehn!"

Als Iwan Iwanowitsch gegangen war, fragte Dirk: „Wer ist das, und in welchem Verhältnis steht der zu dir, daß du ihm Befehle erteilst und Weisungen gibst?"

„Er ist einer der eifrigsten Revolutionäre und der Sohn eines der höchsten Würdenträger der Moskauer Kristokratie. Nach der Revolution 1905 wurde sein Bruder, ein Student von achtzehn Jahren, wegen politischer Umtriebe nach Sibirien verbannt. Er verschwand plötzlich ganz spurlos, und seine Eltern glaubten, er sei tot. Aber er lebt, wir brachten es in Erfahrung, als wir unseren Parteigenossen, die in den Bergwerken als politische Sträflinge arbeiteten, zur Flucht verhalfen. Dann machte ich mich an Iwan Iwanowitsch heran, um ihn in unsere Partei zu bringen, denn solche Mitglieder, die unverdächtig in den höchsten Regierungskreisen verkehren können, sind für uns unentbehrlich. All meine Bemühungen waren ohne Erfolg. Er war ein eifriger Patriot und Monarchist und glaubte es einfach nicht, daß sein Bruder noch lebe und in Sibirien als politischer Sträfling in einer Goldmine arbeite. Es gelang mir, ihn soweit zu bringen, daß er einwilligte, sich selbst davon zu überzeugen. Ihm, als dem Sohne eines hohen Regierungsbeamten, fiel es nicht schwer, die Erlaubnis zu erlangen, die Sträflingskolonie und die Bergwerke zu besuchen. Ich gab ihm alle Auskünfte, wie er seinen Bruder finden könne, dessen Namen, unter welchem er in die Bücher dort eingeführt war, und seine Sträflingsnummer. Er fand seinen Bruder als Sklaven in Ketten geschmiedet, erkannte ihn und wurde wiedererkannt. Er hat es sich Tausende kosten lassen, seinen Bruder zu befreien, aber alles ist vergeblich. Offiziell ist sein Bruder tot. Und der sein Bruder ist, trägt in den Gerichtsakten einen anderen Namen, ist jetzt nur noch Sträfling Nummer laundsoviel. Es ist nicht zu beschreiben, was der hat leiden müssen, und wie die Ochranka und das Gericht ihn ganz unschuldig verur-

teilt haben. Er mußte aus dem Wege geräumt werden, weil er von einem Mädchen geliebt wurde, auf das der Fürst N. N. sein Auge geworfen hatte.

Der Fürst inspirierte Ochranka und Gericht, und wenn der Unschuldige plötzlich auftauchen sollte, wäre ein Skandal unvermeidlich, deshalb muß er verschwunden bleiben und beim geringsten Verdacht, daß er entfliehen könnte, wird er für immer verschwinden. Und doch hoffen wir, daß er Weihnachten entkommen wird. Wir haben alles vorbereitet für einen Aufstand in der Sträflingskolonie und die Flucht aller politischen Sträflinge. — —

Iwan Iwanowitsch aber ist jetzt einer unserer besten Geheimagenten. In Moskau und Petrograd verkehrt er in den höchsten Kreisen, wirbt für die Partei, tut Aufklärungsarbeit über die Zustände am Hofe und liefert dokumentierte Beweise, daß unsere ganze Regierung eine Bande von Schwindlern, Beutelschneidern und Menschenschindern ist. Mich wundert es über alle Maßen, daß die russische Intelligenz die offene Korruption so gehen läßt. Jeder und alle schreien: „Gebt uns eine verantwortliche Regierung!" und dabei ist jeder bemüht, so gut er eben kann, sich die Taschen auf Kosten der Regierung zu füllen. Alle arbeiten uns in die Hand, den Sturz der Monarchie und des Großkapitals vorzubereiten. Und dieser Sturz kann plötzlich, über Nacht kommen. Eine große Niederlage an der Kriegsfront oder die Enthüllungen über die Vorgänge am Hofe, im Senat und in den Ministerien unter das Volk gebracht, würden viel beitragen, den Sturz und Zusammenbruch zu beschleunigen.

Welche Rolle Rasputin am Hofe spielt, wissen wir schon lange, aber die Enthüllungen müssen aus bestimmten, autoritativen Quellen kommen, ehe wir sie unter die Massen bringen können. Deshalb ist es für uns so wichtig zu erfahren, was in der Duma gesprochen wurde . . ."

Ein Klopfen an der Tür unterbrach Berko, und er rief ärgerlich: „Herein!"

Schumanski, sein Sekretär, trat ein und sagte: „Ich habe den Kontrakt für die Heulieferung gebracht, Boris Jefimowitsch!"

„Geben Sie her!"

Berko entfaltete die Papiere, reichte Dirk eines und sagte:

„Sieh den Kontrakt durch, ob du ihn ausführen kannst. Einmal unterschreiben, nach allen Kapoten und wie am Schnürchen gehen.“

Dirk las den Kontrakt Punkt für Punkt durch und unterschrieb ihn dann.

Berle schrieb ihm einen Schuß aus auf die als Anzahlung bestimmte Summe und verabschiedete sich dann mit der Versicherung, daß es bald eine große Revolution geben würde und riet ihm, nach Schweden oder nach Norwegen zu gehen, da es für ihn und sein Vermögen das beste unternehmen sollten, am sichersten sei.

Nachdem Berle gegangen war, erhoben sich auch Dirk und Hering und gingen in ihr Zimmer.

Da angekommen, sagte Dirk:

„Wir wollen Platt sprechen. Das wird nicht bald verstanden, und wenn wir leise sprechen. Und vor ganz hoher vor einmaligen Horchern. Bin müde schon drei Wochen auf der Berle.“

„Lege dich auf's Bett.“ Ich ziehe deine Sole aus Bett, und dann können wir liegend schnacken oder willst du vielleicht schlafen?“

„Behüte' Nein.“ Ich bin müde aber nicht schläfrig.“

„Was suchte dich nach Petrograd und zum Kriegskommissar?“

„Ich merkte von die Befreiung zweier Berle (die auf den Fortsetzen im Staatsdienste stehenden internationalen Menschenfeinde nannten sich untereinander „Berl“. Schließlich galt dieser Name als Bezeichnung für junge Männer) aus einem Strafbataillon, das heute schon auf dem Wege zur russischen Front ist. Solche Bataillone, die aus Deserteuren und ähnlichem Pack formiert werden und wo du nicht, immer in die erste Feuerlinie und auf die gefährlichsten Stellen geschickt werden. Sind das rechte Kanonenfutter. Selten kommt einer mit dem Leben oder ohne schwere Verwundung davon.“ —

„Ich merk'. Aber wen gerieten der du denn?“

„Die waren Zuchthäuser. Befanden den Schreiber des Etappenpunktes mit Schimpfen, Wurst und Semmeln (hermetischer Schmaus). und er gab ihnen gefälschte Urlaubsscheine. Es hatte immer gegiftet, und sie wurden so frech, daß sie schließlich mehr zu Hause als an Front waren. Als sie einmal wieder nach längerem Urlaub auf ihren Posten in Samara erschienen, war der Etappenschreiber fort, er hatte sich an den Einnagen hingeschlichen, und ein anderer, der

nichts von dem Schwindel wußte, an ſeiner Stelle, und die Kerle ſaßen drin.

Telegraphiſch riefen ſie mich nach Samara, ſie herauszuſchleppen. Mit dem Etappenkommandanten war nichts anzufangen Alle höheren Inſtanzen verſagten ebenfalls. Der einzige Weg — direkt zum Kriegsminiſter Der Alte, von dem ich dir ſchon erzählte, iſt der Vater des einen, und der wollte keinen Weg unverſucht laſſen, die Kerle loszumachen."

„Und der Kriegsminiſter ließ ſie los?"

„Ach nein! Den habe ich nicht zu Geſicht bekommen!"

„Wie wurden ſie denn befreit?"

„Geld und Juden vermögen alles!"

„Juden in Petrograd? Das liegt doch nicht in der Zone der Seßhaftigkeit der Juden!"

„Mehr Juden in Petrograd als du glauben wirſt. Ich wußte, daß unſere Regierung unter jeglicher Kritik iſt, und mein Patriotismus ſank mit der wachſenden Erkenntnis, aber heute glaube ich, was Berko uns ſagte: Der Thron und die ganze Regierung ſtehen auf ſo morſchen Füßen, daß der erſte Stoß der Revolution, und die wird nicht ausbleiben, alles über den Haufen werfen wird Schurken und Juden auf allen Poſten und in den höchſten Aemtern, und Korruption an der Tagesordnung. Ohne Geld und Beſtechung kommt man in Petrograd, wie in ganz Rußland, nicht einen Schritt vorwärts!"

„Und du ſchmierteſt in Petrograd?"

„Ganz gehörig! Aber auch da behielt mein Alter recht. Er handelte mit den Juden wie ein Jude, und die ließen ſich von dem Preiſe die Hälfte herunterhandeln."

„Das iſt ja intereſſant! Erzähle es mir im Zuſammenhang, Dirk! Zeit haben wir ja."

„Ich wandte mich vor allen Dingen an unſeren Dumaabgeordneten, Herrn B., und bat ihn um Rat und Hilfe. Der ſagte auch, daß nur der Kriegsminiſter eingreifen und helfen könne, aber von dem in einer Audienz empfangen zu werden ſei eine lange Geſchichte, und

die Kerle könnten inzwiſchen abgeſchickt werden, und dann ſei es zu ſpät. Er wußte keinen Rat.

Mein Alter war ganz verzagt und lief, als wir unſer Hotel betraten, ſeinen Unmut und Aerger in Straßenbrüden ſprühen. Seine auffallende Erſcheinung und die plattdeutſchen Worten erregten die Aufmerkſamkeit des Hotelbeſitzers. Er fragte mich, um was es ſich handle und ob er vielleicht mit gutem Rat dienen könne. Leute aus der Provinz könnten ſich manchmal in der Stadtluft nicht zurechtfinden, er ſtehe gern zu Dienſten. Ich bat ihn in unſer Zimmer und erklärte ihm die Sachlage.

Nach einigem Nachdenken fragte er, wieviel wir es uns koſten laſſen könnten, die Kerle aus dem Strafbataillon zu befreien.

„Drei, ſchließlich auch fünfhundert Rubel" ſagte ich. „Etwas wenig! Verſuchen können wir es. Kommen Sie mit in mein Büro! Der Alte kann hierbleiben, ſpäter, wenn's glückt die Verbindung herzuſtellen, kann er dabei ſein."

Ich ging mit ihm in ſein Büro. Er gab mir eine Adreſſe und ſagte: „Fahren Sie zu dieſem Manne und erzählen Sie ihm alles. Wenn er das Geſchäft übernimmt, ſind die Saufkäfer in zwei Tagen frei. Die Frage iſt, ob er es für dreihundert Rubel tun wird."

Ich ſuchte den Mann auf und fand einen Juden vom reinſten Waſſer. Anfänglich wollte er mit der Sache nichts zu tun haben und fiel vor Schreck faſt auf den Rücken, als ich von einer Audienz beim Kriegsminiſter ſprach. Nachdem ich ihm aber alles erzählt hatte, und er ein gutes Geſchäft witterte, war er mit Leib und Seele dabei, heulte Krokodilstränen über das traurige Geſchick der armen, unſchuldigen (!) Jungen und war bereit, alles umſonſt zu tun aus lauter Mitleid und Erbarmen, aber da „oben", da würde es viel Geld koſten. In der Kanzlei des Kriegsminiſters da ſähen ſo hohe Herren, die nur zu ſehen ſchon Geld koſte, und wenn die noch mehr tun ſollten, „dann koſtet's viel, ſehr viel Geld!" ſchloß er ſeine Epiſtel.

Ich ſagte ihm, daß es mir auf einige Hundert (100 Rubel) mehr gar nicht ankomme.

Das hätte ich doch vor allem anderen ſagen ſollen! Ob ich ihm

eine kleine Anzahlung zur Deckung seiner Kosten machen könne? Ich gab ihm fünfzig Rubel.

Jetzt müsse er aber eilen, denn es sei schon zwei Uhr. Um elf Uhr abends würde er mich im Hotel mit einem Herrn besuchen, ich solle eine gute Sakuska (Imbiß) bereit haben. Und Moses lief daran, es seiner Rebekka überlassend, mich zu verabschieden.

Ich erzählte dem Hotelier mein Erlebnis bei Moses. Der lachte und sagte, Moses würde das Geschäft schon drehen, wenn er's übernommen habe, ich solle unbesorgt sein.

Punkt elf Uhr erschien Moses mit einem Herrn in Zivil, den er als einen Schreiber aus der Kanzlei des Kriegsministers vorstellte. Ich hatte für einen kräftigen Imbiß und Samowar gesorgt und mir vom Hotelier zwei Flaschen Kognak besorgen lassen.

Am Teetisch wurde die Sache nun ganz auf geschäftlicher Grundlage erledigt. Eintausend Rubel wurden verlangt, auf fünfhundert handelte mein Alter den Preis herunter. Formulare des Kriegsministers für das Bittgesuch hatte der Schreiber mitgebracht. Sie wurden ausgefüllt und unterschrieben. Dreihundert Rubel auf Treu und Glauben dem Schreiber ausgezahlt. Zweihundert Rubel sollte er am nächsten Abend erhalten, wenn die Sanitäter dann frei seien. Ich sollte gleich an die Kerle telegraphieren, daß sie mir morgen ihre Freilassung bestätigen sollten. Der Schreiber ging, aber Moses blieb und bettelte um Zulage. Er habe an dem ganzen Geschäft nichts, da die erhaltenen fünfzig Rubel für Kosten aufgegangen seien, und er habe das Geschäft doch so fein eingefädelt! Ich versprach ihm noch fünfzig Rubel, wenn die Kerle freikämen. Die würden morgen bis Mittag frei sein, darauf wette er Hundert zu Eins, und Moses empfahl sich bis zum nächsten Abend. Jetzt hieß es warten.

Den nächsten Tag verbrachte ich im naturhistorischen Museum. Bis es finster war, konnte ich mich nicht losreißen. Mein Alter hatte sich schon lange vor Abend in einen bequemen Lehnstuhl gesetzt und schlief den Schlaf des Gerechten. Er konnte an all den Vögeln, Tieren und Insekten keinen Gefallen finden und war mir böse, daß er meinetwegen hatte ohne Mittagessen bleiben müssen, ich hatte darauf vergessen.

Als mir bei der Vorbereitung unseres Gesuchs vorbeigingen, rief mich der Portier an und reichte mir ein Telegramm aus Samara. Ich eilte in unser Zimmer, drehte das Licht an und las es

„Werde befreit. Mit vorläufigem Urlaub in die Heimat entlassen. Danke. R. R."

Die Freude meines Alten kannte keine Grenzen. Er wollte nun gleich fahren, aber ich überredete ihn noch zu bleiben, um einer Demaskierung beizuwohnen.

Abends kam der Schreiber und brachte mir die Kopie des Telegramms, das an den Etappenkommandanten nach Samara geschickt worden war, und die Antwort von ihm, daß er die Gendarmen entlassen habe.

Ich hatte wieder für Tee, Imbiß und Kognak gesorgt. Am Teetische entpuppte sich der Schreiber übrigens ein Mann mit Universitätsbildung, als eifriger Revolutionär und erzählte unter dem Einfluß des Kognaks, dem er fleißig zusprach, daß jetzt in der Residenz unerhörte Betrügereien und Defraudationen im Kriegsministerium vorgehen und daß Grigorij Rasputin da angelehnter und gefürchteter sei, als der Kriegsminister selbst. Rasputin setze Beamte ein, wenn die Damen der Beamten es verstanden, seine Gunst zu gewinnen, oder setze Beamte ab, wenn die Damen seine Gunst verschmähten.

Der Kriegsminister könne ja nicht den hundertsten Teil der ihm zur Unterschrift vorgelegten Papiere selbst lesen, und solche Kleinigkeiten wie mein Fall, der durch einfache Umrandung von Artikel neunundsiebzig des Wehrgesetzes erledigt werden könne, würden von einem Adjutanten unterschrieben, nachdem ein Schreiber die Formalitäten erledigt habe. Es sei in dem gegebenen Falle an und für sich auch keine Ungesetzlichkeit begangen worden, nur daß alle deren Beteiligten sich ihre Arbeit gut bezahlen ließen.

Ich fragte ihn, wer denn nun eigentlich die fünfhundert Rubel erhalte, und er erzählte es frei.

Hundert Rubel habe er in mein Bittgesuch gelegt, als er das Befreiungstelegramm dem Adjutanten zur Unterschrift überreicht habe. Hundert Rubel habe er unter seine Kollegen verteilt. Zehn Prozent — fünfzig Rubel — bekommt Mosek, und „der Rest

verbleibt mir nach Abzug der Stempelſteuern und Kanzleigebühren. Ich mache an dem Geſchäft zweihundertundfünfundzwanzig Rubel", ſchloß er lachend.

„Und das erzählte er dir da frei und offen?"

„Ja! In Gegenwart meines Alten, des Hoteliers und Moſes, der ſich auch eingefunden hatte, und zu jeder Gemeinheit und Schurkerei, die der Schreiber erzählte, als beſondere Würze noch die Details erklärte!"

„Wenn es da „oben" ſo zugeht, wohin treibt dann unſer armes Rußland?"

„Es wird von den finſteren Mächten direkt in ſein Verderben geſteuert. Die an der Spitze ſtehen, ſehen's nicht oder wollen es nicht ſehen. Der ſehr beſchränkte Kaiſer überläßt alles dem Romanow'ſchen Familienrat der vielen Großfürſten, die ſich nie einig ſind und ſich ewig ſtreiten. Ein willenloſes Spielzeug in den Händen Raſputins und verloren und verirrt in dem Labyrinth der Hofintrigen, gibt er unter Raſputins Einfluß die widerſprechendſten Befehle, und wenn die Großfürſten proteſtieren, ſpricht er als Haupt der Romanows ein Machtwort und ſchickt den Ungehorſamen als hohen Regierungsbeamten in die Verbannung. - Nikolai Nikolajewitſch in den Kaukaſus!

Ich ſelbſt bin jetzt umſtürzleriſch geſonnen! Tauſende, Millionen laſſen ihr Leben für Vaterland und Kaiſer, und dieſer Kaiſer weiß nicht, wer ſeine Hauptkommandierenden an den verſchiedenen Fronten ſind.

Empfängt der Kaiſer ſeinen Kriegsminiſter, der ihm den Rapport über eine verlorene Schlacht erſtattet und darauf hinweiſt, daß der Schlachtenführer und Hauptkommandierende an dem Verluſt der Schlacht ſchuld ſei, weil er

„Gleich abberufen und den General J. an ſeine Stelle ernennen!" unterbricht der Kaiſer.

„Majeſtät, General J. iſt es ja gerade, der die Schlacht verloren hat, weil er nichts vom Dienſt und Kriegführen verſteht."

„General J. Hauptkommandierender der H-ſchen Front?! — — Richtig, richtig! Ich erinnere mich! Otetz Grigorij (Vater Grigorij

Rasputin) hat mich, ihn zu ernennen. Dann muß ich General Y. Gelegenheit geben, die Scharte auszuwetzen. Er bleibt! — — —!"

„Die Scharte — große Schlappe — kostete uns dreitausend Tote, fünftausend Verwundete, und achttausend Soldaten gerieten in Gefangenschaft." —

Der Hotelier erzählte diese Geschichte für wahr, die sei Tagesneuigkeit in der Stolitza gewesen, und General Y. sei noch auf seinem verantwortungsvollen Posten.

„Das „Von Gottes Gnaden Kaiser" ist ein Hohn! Es wäre eine Gnade von Gott, wenn wir den Kaiser loswürden."

„Und was dann? Republik?"

„Das Volk müßte selbst entscheiden über die Regierungsform. Auf die Form kommt es ja garnicht soviel an, als auf die Konstitution, die Gesetze und Ausführung der Gesetze. Aber ich glaube, die absolute Monarchie hat sich selbst überlebt, und an all den gegenwärtigen Republiken kann ich auch wenig Gutes finden. Solange die Volksvertreter und Gesetzmacher und auch die Exekutive dem Volke gegenüber nicht verantwortlich sind, und jeder Schurke sich hinter die Majorität des Repräsentantenhauses oder Senats verkriechen und jede persönliche Verantwortung von sich weisen kann, bleibt jeder Volksvertreterposten nur eine gute Futterkrippe, an der jeder, dem es gelingt ein Plätzchen zu erwischen, sich auf Kosten des Landes, des Volkes, bis zum Bersten mästen kann, ohne für seine Korruptheit zur Verantwortung gezogen werden zu können. Du brauchst nur ein Jahr lang aufmerksam die Tätigkeit der verschiedenen Parlamente und die sensationellen Skandale verfolgen, und du wirst meine Worte bestätigt finden. Ich bin der Ueberzeugung, daß nur dann eine Volksvertretung gut wäre, wenn jeder Abgeordnete von seinen Wählern zur persönlichen Verantwortung vor Gericht gebracht werden könnte, und daß die Herren, die für einen Krieg entscheiden, in den vordersten Reihen der Feuerlinie marschieren müßten. Dann würde vieles in Rußland besser sein."

„Bist du Mitglied einer politischen Partei, Dirk?"

„Nein, aber ich neige zur Partei der Volksfreiheit, stehe auch in Verbindung mit einigen Führern dieser Partei, aber doch ist sie so

weit entfernt von meinem Ideal, daß ich nie aktives Mitglied sein werde, wenn sie ihr Programm beibehält."

„Weißt du, zu welcher Partei Berko gehört?"

„Zum linken Flügel der Sozialisten, die sich anfangen Bolschewiki-Maximalisten zu nennen zum Unterschied vom rechten Flügel, die sich Menschewiki-Minimalisten nennen."

„Die Bolschewiki streben zur Anarchie?"

„Nicht ganz! Aber sie wollen nichts halb tun und mit all dem alten Plunder ganz aufräumen, alles zerstören und von Grund und Boden auf neu bauen. Berko schilderte ja vor Jahren unserem Vater sein marxistisches Zukunftsreich. Kannst du dich noch erinnern, als er mit Vater über den Vogen kam und Vater ihm das Haus verbot?"

„O ja! Jetzt weiß ich. Ich habe an der Front Marx's „Das Kapital" und andere revolutionäre Werke und Schriften gelesen. Berko versorgt ja die Front damit sehr reichlich. Ich bin so ziemlich im Bilde und befürchte das Schlimmste, wenn wirklich eine Revolution ausbrechen sollte."

„Die kommt so sicher, wie zwei mal zwei vier ist. Ich habe auf meinen Reisen mehr gehört und gesehen als mir lieb ist; denn man wird selbst beeinflußt."

„Könnten wir nicht etwas tun, um einer Revolution vorzubeugen? Zum Beispiel dieses Revolutionsnest in Kiew, das unter dem Deckmantel der Transportgesellschaft „Wirja" die Arbeit im großen betreibt, aufdecken und zur Anzeige bringen?"

„Sei kein Kind, Heinz! Sobald du deinen Mund darüber auftust, bekommst du die Kugel. Du weißt ja garnicht, ob der Mann, dem du die Anzeige machst, nicht Berkos Freund oder Mitarbeiter ist.

Berko vertraut uns und glaubt uns auch klug genug, daß wir im eigenen Interesse schweigen werden. Er hat uns mehr erzählt, als die meisten Parteigenossen wissen. Könnte ich damit etwas erreichen, ich brächte ihn zur Anzeige, trotz aller Freundschaft und dem eben mit ihm abgeschlossenen Kontrakt, aber er würde frei ausgehen, und ich die Zeche bezahlen. Ohne daß er es mir gesagt

hat, weiß ich, daß sein Einfluß und seine Macht stark genug sind, uns beide spurlos verschwinden zu lassen."

„Das glaube ich schon! Erinnerst du dich noch, wie er in seiner Jugend phantasierte, wie er die Reichen und Großen vor sich auf den Knien liegen und bitten und betteln lassen würde? — Er führte mir gestern zwei solcher Szenen vor. Er ist ein Schurke, eine Bestie in Menschengestalt, und wehe dem, der seine Rache zu fühlen bekommt. Ich wollte ihn gestern niederschießen wie einen tollen Hund — —!"

„Das hätte dir dein Leben gekostet!"

„Daran dachte ich in dem Moment gar nicht! Ich konnte einfach nicht anders, als die Welt von solchem Scheusal befreien!"

Heinz erzählte jetzt die Szene, die Berko ihm vorgeführt hatte, und schloß mit der Frage: „Hättest du so ruhig zusehen können, Dirk?"

Dirk war schon, während Heinz erzählte, aufgesprungen und ging erregt im Zimmer auf und ab.

„Nein, Heinz, ich nicht! Ich hätte es wahrscheinlich nicht so weit kommen lassen, die junge Frau so beschimpft zu sehen. Ich hätte den Hund schon früher niedergeknallt."

„Und nun stelle dir vor, die Revolution bricht aus, die Regierung wird gestürzt, Berko bekommt Einfluß und Macht, was wird aus jenen, denen er Rache geschworen hat? Er hat sie alle auf einer Liste, um auch keinen zu vergessen."

„Das ist nicht auszudenken!"

„Wenn die Revolution ausbricht, müssen wir unsere Marienfelder vor der Gefahr warnen, die ihnen von Berko droht."

„Unbedingt! Sage es allen, wenn du nach Hause kommst!"

„Erzähle weiter von deinem Besuch der Duma!"

„Meine Kerle waren nun frei, und ich begab mich zu unserem Dumaabgeordneten, Herrn B., um durch ihn eine Einlaßkarte zu einer Dumasitzung zu erhalten. Er erledigte es in wenigen Minuten und fragte dann, was für Schritte ich unternommen hätte, um die Kerle zu befreien.

„Die sind bereits frei und mit dreimonatigem Urlaub in die Heimat entlassen."

„Wie sagten Sie, Günther? Frei und in die Heimat entlassen? Habe ich vielleicht falsch verstanden?"

Als ich es ihm wiederholte, wollte er es nicht glauben. Ich gab ihm das Telegramm der Herie.

„Wie haben Sie es angefangen, daß Sie die Sache so schnell erledigen konnten?"

Ich fragte ihn, ob ich frei und offen sprechen dürfe und sicher sei, daß er nichts verraten würde. Es fehlte nicht viel, und Herr B. hätte mich vom Hausknecht hinauswerfen lassen. Der sonst so wortkarge Herr stieß Worte hervor, die mich erkennen ließen, daß er sehr böse und beleidigt war. Ich entschuldigte mich und war schon an der Tür, um zu gehen, als der sonst gemessene Herr B. Herr seiner Erregung wurde, mich zurückrief und bat, ihm die Sache zu erzählen, er werde schweigen.

Ich hatte noch nicht lange erzählt, als er mich bat, einmal zu warten und das Zimmer verließ.

Nach wenigen Minuten führte er mich ins Eßzimmer, wo eine gute Sakuska und Tee aufgetragen waren, und da erzählte ich ihm die Sache von A bis Z.

Als ich geendet hatte, reichte er mir die Hand und sagte, sich entschuldigend: „Ich konnte nicht wissen, daß Sie mir solche Sachen erzählen würden. Ihre Vorsicht ist ganz am Platze. Als Abgeordneter bin ich wirklich in eine heikle Lage geraten. Ich muß entscheiden zwischen ihnen, meiner Pflicht und Gewissen und meiner Vernunft. Die letztere sagt mir: ‚Schweige! Die Weltgeschichte und das Schicksal Rußlands müssen ihren Gang gehen!' Und was würde es nützen, wenn ich mich dem Schicksal in den Weg stellte? Ich würde germalmt werden und es doch nicht verhindern oder ändern können. Ich muß schweigen!"

Wir unterhielten uns noch lange, und ich fand, daß Herr B., der bisweilen sogar in den Zeitungen „Bolschoj Molchalnik" (der große Schweiger) genannt wird, weil er selten und wenig in der Duma spricht, von uns Deutschen nicht so genannt werden sollte. Je mehr er schweigt, desto mehr arbeitet er für uns hinter den Kulissen der Duma. Wir sollten ihn den „Schweigenden Denker und Erbeter" nennen.

— Nach der großen Pause stellte der Sitzungssaal der Duma ein ganz anderes Bild vor. Die meisten Abgeordneten waren auf ihren Sitzen. Einen interessanten Anblick bot der rechte Flügel, wo die vielen Popen (Geistlichen) mit ihren langen Haaren und flatternden Gewandern Abwechslung brachten in das eintönige Einerlei der schwarzen Fracks und weißen Westen. Der Abgeordnete Purischkewitsch, klein von Gestalt, mit viel zu großem Kopfe und einem Gesicht, das die wunderlichsten Fratzen schneiden konnte, huschte flink wie ein Eichhörnchen von einem Abgeordneten zum andern und schwang sich über die Lehnen der Sitze aus einer Reihe in die andere. Er gebärdete sich wie ein Clown und unterbrach die jeweiligen Redner mit Zwischenrufen.

Nach und nach fanden sich Vertreter anderer Mächte in den Diplomatenlogen ein. Die Journalistengalerie war überfüllt.

Als der Abgeordnete des K-Gebietes, Herr K-w, hinter das Rednerpult trat, wurde er vom Zentrum und der Linken mit lauten Zurufen und Anfeuerungsworten begrüßt, von der Rechten mit Johlen, Pfeifen und Stampfen. Viele Popen erhoben sich und verließen den Saal. In ihren Mienen war deutlich zu lesen, daß sie es unter ihrer Würde hielten, den Redner anzuhören.

Purischkewitsch, der Duma-Clown, lief ein ums andere Mal die Stufen neben den Sitzen des Amphitheaters, die hoch bis zur Galerie reichten, hinauf, schwang sich auf das breite, glattpolierte Geländer, das die Stufen begrenzte, und rutschte bis unten hinab, dabei laut schreiend: „Ponjos" (Ausdruck gebräuchlich, wenn Pferde wild werden und durchgehen, bildlich ... wenn ein Mensch im Redeeifer Blödsinn auftischt).

Es dauerte lange, bis es dem Vorsitzenden gelang, die Ruhe herzustellen, daß der Redner beginnen konnte.

Auf Umwegen, bis er die Aufmerksamkeit der Abgeordneten erregt hatte, steuerte er langsam aber sicher dem Ziele zu. Wie Granaten platzten dann seine in kurzen Sätzen gegebenen Enthüllungen über das Leben am Hofe, über den Pferdeknecht und Wüstling Rasputin, der Minister absetzte und einsetzte, der den General X., einen alten erfahrenen Heerführer, abberufen und an seine Stelle seinen Günstling, General Y., gestellt habe, was uns achtzehntausend Sol-

daten, Millionen an verlorenem Kriegsmaterial, eine Stadt und eine verlorene Schlacht kosteten. Wer, wie General P., eine schöne Tochter habe beim Orden Grigorij, könne sich dafür den höchsten Posten einkuppeln. Seine Majestät — Gott schütze den Kaiser — sei von diesem Rasputin hypnotisiert und werde von ihm in einem beständigen „Trans" erhalten, so daß er zu keiner eigenen Willensäußerung in der Nähe dieses Satans mehr fähig sei. Alle Regierungsinstitutionen seien in Händen von käuflichen Günstlingen dieses Satans, Korruption und Bestechung, Günstlingswirtschaft und Verrat an der Tagesordnung.

Und in diesem Tone weiter sprach Herr N-w vielleicht acht bis zehn Minuten lang. Wie eine einschlagende Granate, die die in der Nähe befindlichen Menschen durch die Explosion für eine Weile betäubt, so wirkte diese Explosion der Enthüllungen.

Was Herr N-w mehr erzählte, braucht hier nicht wiederholt zu werden, heute weiß es die ganze Welt —

Als er mit donnernder Stimme das Urteil über Rußland in den Saal schrie: „Unser heiliges Mütterchen Rußland ist zur Hure geworden! Ein stinkender Pferdeknecht kauft für hohe Posten die Ehre der ersten Töchter des Landes und schändet unsere Frauen! Wer hat dem Usurpator ein Recht gegeben ..." da brach der Tumult im rechten Flügel los. Die Betäubung, die das ganze Haus ergriffen hatte, wich und der Tumult breitete sich über das ganze Haus aus.

Die Federn der Pressevertreter flogen über ihre Blocknötzer, die Diplomatenlogen leerten sich sehr schnell, das Publikum auf den Galerien hatte sich erhoben und brüllte dem Redner Beifall zu. Viele, auch ich, lehnten sich weit über die Brüstung, um die Vorgänge im Sitzungssaal besser zu sehen —

Plötzlich wurde ich derb an der Schulter gepackt und zurückgerissen. Ich sah mich um. Es war ein Dumitsch Prischkow, der mir gebot, ihm zu folgen, was ich unmöglich konnte, denn er schob mich und meinen Alten, den er mit der anderen Hand gepackt hatte, vor sich her, in den Gang hinter der Galerie. Dort verlangte er unsere Garderobemarken und ließ unsere Mäntel und Hüte bringen. Dann befahl er uns vorauszugehen, er würde uns den Weg sagen. Vor

und hinter mir sah ich andere, die ebenso hinausbegleitet wurden; ob alle Besucher, weiß ich nicht. Ueber Treppen und durch lange Gänge gingen wir, ehe wir durch eine kleine Tür ins Freie gelangten. Da stand eine lange Reihe Droschken. Wir mußten eine besteigen. Der Dumskij Pristaw und ein Ochranik nahmen uns gegenüber auf dem Rücksitz Platz, und wir fuhren zu unserem Hotel.

Aus der Droschke konnte ich nicht alles sehen, aber ich sah, daß die Straßen um die Duma voll Militär mit Maschinengewehren waren, und daß alles in großer Aufregung war.

Als wir ins Hotel kamen, ich von dem Pristaw, mein Alter von dem Ochranik am Arm gehalten, erbleichte der Hotelier. Er glaubte, wir seien wegen der Befreiung unserer Kerle arretiert worden.

Als ich mich auf dem ersten Treppenabsatz umsah, legte er seinen Finger auf den Mund — ich verstand — ich solle ihn nicht verraten. Ein Gedanke blitzte durch mein Gehirn: „Visitation". Ich hatte in meiner Brieftasche ein Päckchen, das nicht in die Hände der Ochranka fallen durfte — Briefe von einem Führer der Volkspartei.

Ich blieb stehen und fragte meinen Begleiter, ob ich mich würde ausweisen müssen. Er bejahte es.

„Dann müssen Sie mir erlauben, einige Dokumente, die ich dem Hotelier zur Aufbewahrung übergeben habe, von ihm zu holen. Ich werde keinen Fluchtversuch machen, denn ich habe keine Ursache dazu."

Er ließ mich gehen. Schon von der Treppe aus rief ich dem Hotelier zu: „Geben Sie mir meine Dokumente!"

Der Hotelier ging in sein Büro, und ich folgte ihm. Im Gehen öffnete ich meine Brieftasche, entnahm ihr das Päckchen Briefe, die mich bloßstellen konnten, und mein Paßbüchlein. Der Dumskij Pristaw war einige Stufen herabgekommen und blickte durch die Glaswand, die das Büro von der Treppenhalle trennte.

Ich ließ das Päckchen fallen, schob es mit dem Fuß unter den Schreibtisch und flüsterte: „Verbergen!" Tat dann, als nehme ich mein Paßbüchlein vom Hotelier in Empfang und sagte so laut, daß auch der Dumskij Pristaw es hören konnte: „Ja, dies ist mein Paß, danke!"

■

In unſerem Zimmer angelangt, wurden alle unſere Taſchen und Koffer unterſucht; ſogar die Betten und Möbel. Als die beiden nichts Verdächtiges fanden, ging's ans Verhör. Dem Alten legten ſie nur wenige Fragen vor. Sein Lob der Duma für koſtenloſes Schuhputzen, ſeine Verwunderung darüber, daß die feinen Herren Abgeordneten ſich in der Duma wie beſoffene Schuſter in einem Kabak betragen hätten und ſeine unſchuldige Frage, ob der Herr (Purischkewitſch), welcher das Geländer herabgerutſcht war, ein Duma-Clown ſei und dafür bezahlt werde, wenn er die Abgeordneten mit ſeinen Kunſtſtückchen amüſiere, zeigten, welch Geiſtes Kind er war.

Den wollten ſie mir nun als Verbrechen anhängen. Ich hätte den Alten nur als Blitzableiter mitgebracht. Ich müſſe ein geriebener Revolutionär ſein, denn ich hätte mich mit dem Studenten lange angelegentlich in der Mittagspauſe unterhalten, über Raſputin geſprochen uſw. Hätten ſie die Papiere und Briefe, die ich dem Hotelier zuwarf, bei mir gefunden — ich wäre heute nicht hier.

Die Kopien der Telegramme über und von den Kerlen wurden meine Retter. — —

„Wieviel und was haben ſie verſtanden von der Rede des Abgeordneten K-wo?“ fragten ſie.

„Alles!“ antwortete ich.

„Und glauben Sie dieſe läſterliche Verleumdung?“

Lügen mochte ich nicht, und „ja“ ſagen durfte ich nicht. Ich umging die Frage und ſagte: „Ich komme aus der Provinz, und da glauben die Leute nichts von dem, was die Revolutionäre und Anarchiſten ſie glauben machen wollen.“

„Das iſt gut! Sie dürfen in Petrograd bleiben oder reiſen, wie Sie wollen, nur müſſen Sie ſich ehrlich verpflichten und unterſchreiben, daß Sie ſchweigen werden.“

Ich tat es, und ſich höflichſt entſchuldigend, verabſchiedeten ſich die Wächter des „Von Gottes Gnaden Kaiſer“, und ich dachte mir mein Teil über deren Qualität als Witzköpfe — — —!

Es war inzwiſchen ſpät geworden, und ich half meinem Alten auf den Weg zur Station; denn er fuhr mit einem anderen Zuge und in anderer Richtung.

Ich wollte schon zu Bett gehen, als an meine Tür geklopft wurde. Ich öffnete. Der Hotelier trat ein. Er wollte wissen, was das alles zu bedeuten habe. Ich versuchte ihn mit einigen Worten abzufertigen, aber er ließ nicht locker. Ganz Petrograd sei in Erregung und Aufruhr. Starke Militärkolonnen patrouillierten die Straßen. Maschinengewehrabteilungen hielten Straßenkreuzungen, Brücken und Squares besetzt. Es müsse etwas vorgefallen sein, aber was es sei, wisse niemand. —

Ich sagte ihm, daß es wohl infolge der Rede des Abgeordneten K-n. sei.

Ohne weiter zu fragen nahm der Hotelier meinen Arm und sagte: „Kommen Sie mit in meine Privaträume und erzählen Sie mir über die Vorgänge in der Duma!"

An dem mit Delikatessen bestellten Sabbattisch — wir wurden nicht hungrig und durstig — erzählte ich ihm alles, und wir unterhielten uns bis fünf Uhr morgens. Ihm war alles das nicht neu, er erzählte noch viel mehr, aber er glaubte, daß jetzt der Schicksalswagen der Dynastie in Bewegung gesetzt worden sei und nicht mehr aufgehalten werden könne. Reich und angesehen, ein eifriger Monarchist war er über die kaiserliche Familie und Rasputin mit der ganzen Günstlingswirtschaft aufs höchste empört.

Ich begab mich am folgenden Tag auf die Heimreise und war froh, daß ich die mich kompromittierenden Papiere postlagernd unter Chiffreadresse an meine Heimatdienststelle gesandt hatte, als ich bemerkte, daß dieser Iwan Iwanowitsch mich verfolgte. In Moskau erhielt ich dann Telegramm und kam hierher. Das übrige habe ich dir schon erzählt. Jetzt gehen wir schlafen, denn mein Zug nach Uralsk geht morgen früh um halb fünf Uhr ab, da muß ich schon um halb vier Uhr aufstehen. Gute Nacht, Heinz!"

„Gute Nacht, Dirk!"

— Und der Schicksalswagen rollte, und rollte, und rollte . . . und setzte Dirk Günther in Uralsk ab! —

# Der Verleumder und die Schlange

## Eine Fabel

Daß ſtets der Teufel ungerecht im Richten
Und nie ein wahres Urteil fällt,
Will wohl der Leumund ihm andichten.
Doch laß ich es dahingeſtellt.
Ich will ein Beiſpiel hier berichten,
Wo er das Urteil recht gefällt.

*

Bei einem Feſtzug in der Hölle
— Die Teufel feiern Feſte auch! —
Streit man ſich um die erſte Stelle,
Wie's ja auf Erden auch der Brauch.
Die Schlange wollt' als erſte gehen,
Doch ein Verleumder ließ ſie nicht;
Laut ſtreitend blieben beide ſtehen
Und rückten Vorzüg' nun ans Licht.
— Bekanntlich gelten in der Hölle,
Die ihrem Nächſten zugefügt viel Leid. —
Und beide brachten nun zur Stelle
Der Sünden Menge von weit und breit.
„Mit meiner Zung'," ſprach der Verleumder,
„Zerſtört ich vieler Menſchen Glück."
„Spielt keine Rolle, Freund Verleumder!"
Die Schlange ziſchend gab zurück.
„Mein Stachel hat viel mehr geſtochen,
Als zählen deine Zung' vermag.
Ich hab' der Sünden mehr verbrochen,
Als jemals kommen an den Tag!"
Die Schlang' glaubt' ihren Feind bezwungen
Und nahm die erſte Stelle ein.
Als für den Ruf der böſen Zungen
Herr Belzebub trat redend ein:
„Ich lobe, Schlange, deine Dienſte,
Die du der Hölle ſchon getan.
Du biſt von allen wohl die Klügſte,
Und dein Verdienſt erkenn' ich an.
Auch biſt du falſch und niederträchtig,

Und ſchonſt ſelbſt deine Freunde nicht;
Doch biſt du aus der Fern' ohnmächtig.
Dein Stachel in die Fern' nicht ſticht.
Doch des Verleumders böſe Zungen,
Die wirket über Land und Meer;
Ihr Gift iſt oft noch hingedrungen,
Wo dir ein Stich unmöglich wär'
Das Unheil, das er angeſtiftet
Mit ſeiner Zungen falſchem Wort,
Hat Tauſenden ihr Glück vergiftet;
Doch du ſtichſt nur an einem Ort.
Drum räume deinen Platz ihm ein,
Denn in der Höll' ſoll er der Erſte ſein!"

— Seit der Zeit haben die Verleumder in der Hölle
Den Vorzug vor den Schlangen und die erſte Stelle. —

*

Doch wär's, ſo denk ich, ein gerechter Brauch,
Wenn ihren Lohn ſie in der Welt bekämen auch!

# Der Reiche und der Poet

Eine Fabel

Einſt flehte einer der Poeten
Den Zeus um ſeinen Beiſtand an,
Daß der ihn rett' aus Angſt und Nöten,
In die ihn bracht' ein reicher Mann.

Sie wurden beid' vor Zeus beſchieden,
Daß er entſcheide ihren Fall.
Sie traten auf gar grundverſchieden
In Zeus'ens großem Richterſaal.

Der Verſeſchmied — gehüllt in Lumpen,
Vor Kälte und vor Hunger blaß;
Der Reiche — wie ein fett'ger Klumpen,
Statt Bauch ein Tauſendliterfaß,
War ganz in Samt und Seid' gekleidet,
Behängt mit Flitter und mit Gold,

Hatt' wie zur Brautschau sich gekleidet,
Und laut dem Zeus er Ehrfurcht zollt.
Doch unterbricht ihn der Poet,
Und klagend er den Zeus anfleht:

„Erbarme dich, du Wolkentreiber,
Bin ich ein Faulpelz oder Räuber!
Warum belohnst du mich mit Not?
Seit meinen frühsten Jugendjahren
Floh mich Fortuna wie den Tod;
Nie hab' ich ihre Gunst erfahren,
Ich kämpft' mit Hunger, Spott und Not!
Und einzig meine Phantasie
Besaß ich; — etwas andres nie!
Jedoch der Dickbauch, Vielfraß, Schlemmer
Fürs Nichtstun so belohnet ward,
Daß, seines Winks gewärtig, immer
Der Diener Schar stets wachend harrt.
Er darf nur wünschen, sprechen, wollen,
Sein „Tischlein-deck-dich" ist bereit,
Ihm Stellung, Rang und Ehr' zu zollen
Und dieser Erbe Herrlichkeit
Er kann im besten Fette schwimmen
Und nimmt drinn' täglich gar ein Bad;
Und ich muß mich vor Hunger krümmen,
Wenn mich kein Freund geladen hat!"

„Und das ist nichts, daß deiner Lieder Töne
Sich erben fort von Kind auf Kindeskind,
Wenn lange schon des reichen Mannes Söhne
Verarmt, gestorben und vergessen sind?
Du wähltest selbst den Weg zu ew'gem Ruhme,
Nun steig' empor, der Weg ist schwer und steil!
Dem aber gab ich eitlen Tand zum Eigentume.
Doch winzig klein ist seines Geistes Teil
Könnt' er die eig'ne Nichtigkeit verstehen,
Wie er vor dir am Geiste so erbärmlich arm;
Und bei der Armut seines Geistes recht besehen,
Daß er gleich Null in lauter Nullen Schwarm,—
Glaub's mir, Poet, sein Elend wäre wirklich groß,
Und tausendfach verwünschen würde er sein Los."

Sprach Zeus und — ließ sie ihre Wege geh'n,
Ich kann sein Urteil gut versteh'n.

# Undank ist der Welt Lohn

Eine Fabel

Wenn uns die Not so in die Eng' getrieben,
Daß wir nicht wissen ein noch aus,
Dann schwören wir denjenigen zu lieben
Und hochzuhalten überaus
Und lebenslang ihn weich zu betten,
Der aus der Not uns wollte retten.
Doch kaum sind wir der Not entrissen
Und stehen wieder auf dem Berg,
Woll'n wir vom Retter gar nichts wissen,
Und das Versprechen wird zum Zwerg.
Er wird behängt mit schmutzigem Plunder,
Und, wahrlich, 's ist ein großes Wunder,
Daß man ihn nicht als Schuft erklärt,
Weil er errettet uns v e r k e h r t!

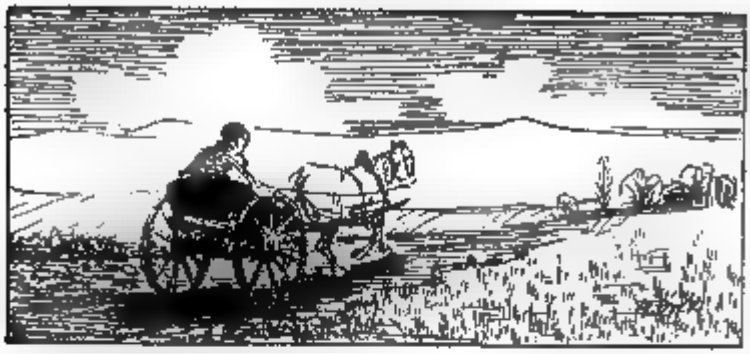
•

Ein Bauer ging mit seinem Knecht,
So gegen Abend, heim vom Mähen
Durch einen Wald. Der Weg war schlecht. —
Und eh's der Bauer sich versehen,
Hat ihn ein großer Bär ergriffen
Jetzt, Bauer, hast du ausgepfiffen! —
Der Bauer ächzt: „Mein lieber Knecht,
Daß du mir hilfst, drauf kann ich wetten!
Du wirst doch deinen Freund erretten!
Ich lohn dir's nach Gebühr und Recht!
Hilf! — Er zerbricht mir meinen Rücken!
Hilf schnell. Sonst wird er mich erdrücken!"
Der Knecht ergreift die Sens' am Schaft,
Schwingt hoch sie wie beim Mähen,
Schlägt auf das Tier mit großer Kraft
Und, — 's war auch schon geschehen
Der Schädel weg, zu Tod getroffen!
— Der Bauer durfte wieder hoffen
Laut brüllend stürzt der Bär ins Gras,
Indes der Knecht, wie er begonnen,

Ihn weitermäht: „Nimm dies! — und das!“
Und ihm das Fell mäht unbesonnen,
Kommt' ſich der Bauer ſchnell befreien
Und — ſein Verſprechen ſchon bereuen.
„Was machſt du da, du dummer Narr!“
So flucht er ſeinem wackren Retter
Zu Tod der Knecht erſchrocken war
Und fragt „Wofür denn dieſes Donnerwetter?
Dank meinem eifrigen Beginnen
Kommt'ſt du dem ſichern Tod entrinnen!“
„Wofür? — So fragſt du, Eſel, noch!“
Fing nun der Bauer an zu toben,
„Du ſchlägſt ins Fell ja Loch an Loch,
Und ich ſoll dich dafür noch loben?
— Zu dumm. — Hiermit iſt aufgehoben,
Was ich verſprach, Gott lohn's dir droben!“

*

Und die Moral von der Geſchicht
Auf Menſchenwort und -dank verlaß dich nicht!



# Im Verhör bei der Tscheka

Endlich waren Ruhe und Frieden in unserer Gegend wieder eingekehrt, d. h. soweit das unter dem Roten Regime möglich war.

Die Roten hatten die Stadt Uralsk eingenommen, die Kosaken weit hinab bis nach Gurjew am Kaspischen See zurückgetrieben, und unsere Gegend war von der Roten Armee verlassen worden.

Die Bevölkerung atmete erleichtert auf und ging an den Wiederaufbau seiner Wirtschaft, die im Laufe des zweieinhalb Jahre langen Bürgerkrieges total zerfallen war.

Die Kommunisten aber fuhren fort mit der „Bis-auf-den-Grund-Zerstörung" der kapitalistischen Welt.

Es blieb daher nicht aus, daß es zwischen der Bevölkerung, besonders der deutschen, und den unzähligen Sowjet-onen, -täten, -aren, -unnen und -ussen zu Reibungen und sogar heftigen Zusammenstößen kam.

Umstände und Verhältnisse hatten es mit sich gebracht — wohl weil ich auf über hundert Werst im Radius der einzige Deutsche war, der, was man in Rußland schlechthin „gut jigromant" nannte, hei-

ihn konnte — daß ich nach und nach der Vertreter aller Deutschen unserer Gegend der Sowjetregierung gegenüber wurde

Hatte sich jemand etwas eingebrockt, das er nicht auslöffeln konnte, dann kam er selbst oder schickte jemand zu mir, daß ich das Essen mundgerecht machen sollte

Manchmal gelang es mir — manchmal auch nicht!

Tatsache ist, daß ich oft meine Haut für andere zu Markte getragen habe und wenn ich dennoch mit zwei blauen Augen und ganz aus der Sowjethölle entkommen bin, so kann ich das nur dem Schutze und der Hilfe meines allmächtigen Gottes zuschreiben, dessen Arm zu helfen nie zu kurz war und ist

Wir bauten also wieder auf und ich trug mein Teil dazu bei. Von 8 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags vier Stunden den Tag, war ich Lehrer an der deutschen Schule unseres Dorfes. Dafür bekam ich das Schulquartier im Schulhause frei, genügend Heu, eine Kuh durch den Winter zu bringen und durfte sie gebührenfrei auf der Weide treiben, war von allem Scharwerk befreit und brauchte keine Dorfgemeinde-Auflagen zu zahlen. Sowjetsteuern aber doch — und wenn ich den Schulofen heizte und den Fußboden wusch, bekam ich noch die Feuerung für unseren Ofen frei

Das war nicht so schlecht! Meine russischen Kollegen bekamen meist gar nichts und mußten doch auf ihren Posten bleiben

Um nun für mich und meine Familie auch etwas zum Leben zu verdienen, warf ich mich an den Nachmittagen auf die Schlosserei und Klempnerei. Sonntags gab's garnicht, was ich nicht wieder „lügen" konnte, wie wir hier sagen. Ich stieg in kurzer Zeit hinauf bis zum Rajonny Expert-Techniker, mußte mein „Attestat" noch unter meinen Papieren wo liegen haben. Soweit gingen meine Ruhm- und Können — bitte doch nicht zu lachen! — daß ich als Sachverständiger mit einer Kommission an der Ausarbeitung eines Projekts teilnahm, das nichts weniger bezweckte, als das Salzwasser des Eltonsees nach Saratow zu pumpen, wo es in Salzsiedereien verdampft werden sollte, denn in Rußland herrscht Salzmangel und dem wollten wir abhelfen

Hätten wir nur nicht vergessen, einen Kostpunkt, nämlich den Reibungswiderstand des Salzwassers in den Röhren mit in Be-

tracht zu ziehen, von dem Projekt hätte was werden können. Dies ist nicht nur so zum Lachen gesagt — es ist Tatsache!

Natürlich, in solchen Höhen immer zu schweben, wird keinem Sterblichen zuteil, und darum beschränkte sich mein tägliches Können mehr auf Reparatur von Nähmaschinen, Milchseperatoren und das Verlöten von Löchern und Einsetzen neuer Böden an Küchengeschirr, Eimern und verschiedenen anderen Gefäßen, auch solchen, die man nicht beim Namen nennt. Nur Benzinfeuerzeuge fabrizierte ich ganz neue, spezialisierte mich auf dem Gebiete und wies der Industrie ganz neue Wege in dieser Branche.

Und diese Arbeit brachte mir mehr ein, als den Bauern ihre verlotterten und ausgesaugten Wirtschaften. Zum Beispiel: Ein Benzinfeuerzeug so in einen Nagan*) eingebaut, daß die Feuerflamme aus dem Laufe herausschlug, wenn man den Hahn abdrückte, brachte mir von einem Kriegskommissar mehr Lebensmittel ein, als ich mir für all meine Habseligkeiten hätte eintauschen können. Daß der Kommissar die Lebensmittel aus dem Lagerraum der Intendantur stahl, konnte — durfte — ich natürlich nicht wissen — !

Handwerk hat goldenen Boden! — Mein Geschäft blühte. So saß ich denn eines Tages im Korridor, wo ich meine Werkstatt aufgeschlagen hatte — es war schon warm, im April — und konstruierte kniffige Feuerzeuge, als plötzlich zwei Tschekamilizionäre eintraten, ihre Nagane auf mich richteten, und der eine brüllte: „Nicht vom Platze oder wir schießen!"

Darüber sich aufregen und aus der Rolle fallen — sowas gab's nicht! Das waren wir ja gewöhnt, daß uns immer erst ein Schießeisen unter die Nase gehalten wurde, und wir siebenmal siebenstöckig ausgeflucht wurden, ehe wir zu Worte kommen konnten.

„Ich rühre mich nicht, Towarischtschi! — Guten Tag! — Setzt euch! — Da ist Tabak und Papier, dreht euch Eine, und dann wollen wir die Sache „po bruschesk" — in Freundschaft — besprechen", sagte ich und feilte ruhig weiter.

Die Milizionäre blickten einander an, nickten sich zu, ließen

*) Armeerevolver

langſam die Nagane ſinken, ſetzten ſich mir gegenüber an den Tiſch, und die Nagane vor ſich legend, machten ſie ſich über meinen guten Tabak her. Ich hatte nämlich unter den Wolgakoloniſten viele Freunde, und die bauten an der Wolga ein feines türkiſches Kraut, und da ſtammte mein Tabak her — fürs Mundgerechtmachen ungenießbarer Sachen!

Ich feilte weiter, ſchielte mal nach meinem Tabakbeutel, und da ſah ich denn, daß der eine Miliziónär ſich von dem Zigarettenpapier, — d. h., wir nannten es ſo, in Wirklichkeit war es Kopierpapier, was man hier „Onion Shell“ nennt, meine Kopien der Geſchäftsbriefe aus der Zeit, als ich noch nicht Techniker war — alſo von der Kopie eines Geſchäftsbriefes ein Stückchen abriß, ſo etwa 7 Zoll lang und 4 Zoll breit und es voll mit meinem guten Tabak packte. Die Gemeinheit war ſelbſt für einen Miliziónär zu groß und ſogar für einen Exbert unerträglich.

„Sei kein Schwein, Tovariſchiſch!“ ſagte ich, und feilte weiter. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, daß Höflichkeit und Anſtand bei den Welterneuerern als Bourgeois-Sitten höchſt verpönt waren. Damit konnte man ſich nur ſeinen Kopf verhöflichen und verſtanden. Je gröber man mit ihnen umging, deſto eher wurde man Freund mit ihnen.

„Wenn ich dir ſchon ſo guten Tabak anbiete“, ſagte ich, weiterfeilend, „dann ſei kein Schwein und tritt nicht mit den Füßen in den Vorſchiſch“.

„So gehörts dir, Schemuda!“ pflichtete Rubzow, der andere Miliziónär, mit bei, „ſei kein Schwein“, und dabei drehte er ſich eine Zigarre nur etwa vier Zoll lang und fingerdick, und als er ſie zugeleckt hatte, wiederholte er zum drittenmal „Sei kein Schwein, Schemuda!“

Schemuda hatte nicht Zeit zu antworten; er paffte und paffte und bekam das Ding nicht in Brand. Als er endlich einen anſtändigen Zug getan hatte, warf er einen Blick auf Rubzows Glimmbalken und ſagte ganz ruhig: „Wenn ich ein Schwein bin, biſt du ein Ferkel, Rubzow!“

Ich hatte mir inzwiſchen eine Zigarre gedreht, etwa halb ſo lang und dick wie Rubzows, immerhin enthielt ſie noch Tabak für

wenigſtens fünf gewöhnliche Zigaretten, und ſagte, ſie in Brand ſteckend: „Kein Gedanke an Ferkel! Rubzow tut, was eben jeder gute Towariſchtſch tut, wenn er an ein gutes Kräutchen gerät, er dreht ſich eben eine Wirkliche.“

Damit hatte ich Rubzow gewonnen, und er hänſelte den Schemuda jetzt in allen Tonarten aus ſeinem reichen Wortſchatz der ſchmückenden Beiwörter

Daß die Luft für mich nicht rein war, hatte ich gleich an dem Auftreten dieſer Kerle geſehen. Irgendwas hatte ich bei der Tſcheka mal wieder auf dem Kerbholz. Aber was? Und das Uebel war, die Mitglieder des Tribunals der Tſcheka wurden ſo oft gewechſelt, daß man nie wußte, ob man da Freunde oder Feinde hatte

Es galt dieſe Kerle geſprächig zu machen Durchs Fenſter ſah ich ihre Pferde, die waren in Schweiß gebadet An den Abzeichen ſah ich, daß die Kerle aus der Bezirksſtadt D—tſchi, über 100 Werſt ab, kamen

Wegen einer Kleinigkeit waren die nicht gekommen.

„Vielleicht ein Gläschen Tee? Mamaſcha, bringe mal drei Glas Tee mit Zucker und was zum Zubeißen! Ich habe Gäſte bekommen“, rief ich meiner Frau zu, ehe die noch meine Frage beantworten konnten.

Damit hatte ich auch Schemuda gewonnen .

Durchs offene Fenſter ſah ich dann einen Schüler über den Schulhof gehen und bat ihn „Gerhard, zäume bitte die Pferde aus und lege ihnen etwas friſches Heu vor!“

„Du biſt augenſcheinlich eine gute Seele“, bemerkte Schemuda, „daß du auch an das Vieh denkſt“, und ſeine Augen blickten mich warm und freundlich an.

„Kein Zweifel“, antwortete Rubzow für mich. „Er iſt kein Burſchuj In B—ſchi im Iſpolkom ſagte ja uns der Vorſitzende ſchon, daß dieſer Towariſchtſch ein goldener Menſch ſei.“

Na ja! Jetzt waren wir alſo ſo weit, daß ich nach ihrem Begehr fragen konnte; — gute Seele und goldener Menſch — momentane Gefahr beſtand nicht mehr, und die kalten gebratenen Schleie,

Brot und Tee mit Zucker taten das ihre, die Atmosphäre friedlich und gemütlich zu machen.

„Also, worin besteht euer Auftrag?“

Da zog Rubzow aus seiner Brusttasche zwei Papiere hervor und überreichte mir eines. Die Anschrift lautete auf meinen Namen. Ich öffnete es und las:

„Der Bürger  mein Name usw. — hat sich am 28. April 1919 zu 10 Uhr morgens in der Tscheka in der Stadt D—tschi einzufinden. Nichterscheinen wird mit ? bestraft.“

Darunter der Stempel der Tscheka und die Unterschrift des Tribunals.

Und das war alles!

Rubzow und Schemuda wußten auch nicht, was dahinter stecken mochte, aber Rubzow zeigte mir ihren schriftlichen Befehl, und darin hieß es unter anderm „— im Falle von Widersetzlichkeit Handschellen anlegen und ein bißchen kitzeln.“ *) Auf keinen Fall ihn aus den Augen lassen und ihn rechtzeitig einliefern!“ —

Im Staate Dänemark ist etwas faul, sagte ich mir. Nach D—tschi mußte ich! Aber hundert Werst im Eiltempo auf schlechtem Pferde und noch schlechterem Wege reiten — gar nicht so sehr verlockend!

Mal handeln mit den Kerlen, die lassen mit sich reden.

Und wirklich: Rubzow als Andenken ein Tischfeuerzeug mit Granatenkopf als Fuß und Karabinerpatronen als Ständer, und Schemuda, als einem guten Towarschtsch, mit dem man im Geschäften sprechen konnte, an den Griff seines österreichischen „Tesaks“ **) in der Eile ein Feuerzeug angelötet  und alles war geregelt.  !

Sie ritten voraus, wollen bei einem Freunde übernachten, und morgen Abend, sechs Uhr, treffen wir uns auf dem Chutor Werba, drei Werst vor D—tschi.

Damit die Kerle auch sicher sein konnten, daß ich rechtzeitig in Werba sein würde, verpflichtete ich mich noch schriftlich dazu, und

*) „njemnoschko schtschekotatj“ d. h. mit der Nagajka verprügeln.

**) kurzes Seitengewehr

vergnügt ritten meine Freunde ab. Ja, Freunde wir nannten uns ſchon „Druſchok", Freundchen, trotz Schwein und Ferkel!

Unſer Dorfſowjet ſtellte mir einen „mennſchen" Zweirädler mit einem guten Pferde zur Verfügung, und um 4 Uhr des folgenden Tages war ich auf Werba.

Um halb fünf Uhr kamen meine Freunde da auch an. Als ſie mich da ſchon vorfanden, konſtatierten beide mit lauten Worten und beſtätigten es mit vielen unwiedergebbaren Flüchen, daß ich „eine gute Seele und ein goldener Menſch" ſei. Wir wurden — ſie mir gegenüber — ſehr intime Freunde, und ſie erzählten mir alles, was ich von ihnen wiſſen wollte, und das kam mir ſpäter ſehr zuſtatten.

So viel Vertrauen ſchenkten ſie mir daß ich in D—tſchi zu einem bekannten Ruſſen, der eine Herberge hatte, zur Nacht gehen durfte, von wo ſie mich am folgenden Tage abholen würden.

In der Herberge fand ich unſeren Arzt, Dr Moloko, aus dem Nachbardorfe B—ſcht vor. Er war ein öſterreichiſcher Kriegsgefangener, Tſcheche, etwas rot angehaucht, und hatte dafür den Poſten eines Arztes am Landſchaftshoſpital in B—ſcht erhalten.

Wir waren, was man ſo ſchlechthin „gute Freunde" nennt. Bei Gelegenheit ſuhren wir einer beim andern an, tranken ein Gläschen Tee, ſchwatzten über Politik, Literatur, Kunſt uſw., und machten Muſik, wenn wir dazu aufgelegt waren.

Rot angehaucht war Dr Moloko, aber nicht Kommuniſt, er war nationaliſtiſch eingeſtimmt und ſtrebte nach Autonomie für ſein Vaterland, die Tſchechoſlowakei.

Auch den Wolgabauer, Gottlieb Mayer, der mich vor etwa zwei Wochen von A—ſch nach Hauſe gefahren hatte, traf ich in der Herberge.

Ihm, wie auch Dr Moloko, waren von meinen Freunden ebenſolche Vorladungen, in der Tſcheka zu erſcheinen, wie ich eine erhalten hatte, zugeſtellt worden. Nur hieß es bei ihnen: „Als Zeugen bei einem Verhör." Was das zu bedeuten hatte, warum oder um wen es ging, davon hatten ſie keine Ahnung.

Am folgenden Tage holten meine Freunde mich ab und führ-

ten mich, jeder mich an einem Aermel haltend, wie einen Schwerverbrecher, zur Tscheka.

Dem djeschurnij – diensthabenden — Tschekist, Wjuga, erstatteten sie den Rapport. Dabei hörte ich, wie die Worte fielen — gute Seele und goldener Mensch, und die gute Seele faßte Hoffnung und Zuversicht, und der goldene Mensch wurde froh, denn solches Zeugnis von Miliztonären, die beauftragt worden waren, den Leumund des Angeklagten zu erfahren, galt vor dem Tribunal sehr viel.

Als Wjuga, der die Uniform eines Matrosen trug, jene entlassen hatte, sagte er „Kommen Sie – nicht du! mit."

Ich folgte ihm in einen anderen Raum. Er fragte nach meinen Dokumenten (Ausweispapieren). Ich gab sie ihm, und er sah sie aufmerksam durch.

Durch eine nur angelehnte Tür sah ich Dr. Moloko und hörte, daß er ausgefragt wurde, konnte aber nichts von dem Verhör verstehen ..

Nachdem Wjuga meine Dokumente durchgesehen hatte, öffnete er eine Tür zu einer Treppe, die direkt auf die Straße führte, und sagte: „Sie dürfen auf die Straße gehen und in der Sonne sitzen, bis Sie gerufen werden."

Ich griff in meine Hosentasche, holte eine Handvoll Tabak hervor und hielt ihm den hin. Er schüttelte verneinend mit dem Kopfe, sah sich dann vorsichtig um, kam einige Stufen der Treppe mir nach und sagte „Nehmen ist verboten" und deutete auf seine Tasche.

Ich verstand! Nehmen war verboten, aber wenn einer einem was in die Tasche steckt, das ist nicht genommen, dafür kann einem nichts werden ... und ich schob ihm den Tabak in seine Tasche! Noch einen Freund gewonnen!

Ich ging auf die Straße hinab und vor dem Hause hin und her, schon mehr getrost der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Nach etwa zehn Minuten überholte Dr. Moloko mich und flüsterte mir im Vorbeigehen zu: „Folgen Sie mir unauffällig um die Ecke", und ging schnellen Schrittes weiter, in die nächste Nebengasse einbiegend.

Ich folgte ihm in ſchlenderndem Schritt, bog um die Ecke und eilte ihm dann nach, als ich ihn hinter einem Torpfoſten verſchwinden ſah.

„Was iſt los?“ fragte ich, als ich noch einige Schritte von ihm ab war

„St-ſt! Weiß der Deibel, was los iſt! Irgend jemand muß unſer Geſpräch belauſcht und es der Tſcheka mitgeteilt haben. Sie ſollen mir was Gefährliches von einem Krieg mit den Polen erzählt haben. Ich habe alles abgeleugnet, leugnen Sie auch und ſagen Sie . .!“

„Towariſchtſch Klaſſen!“ rief brüllte Wjuga. „Zum Verhör!“

„Leugnen Sie alles!“ rief Dr Moloko und lief in den Hof

Ich trat auf die Straße und rief laut „Hier!“

„Wo, zum T treibſt du dich herum, wenn ich dir befahl, vor dem Hauſe zu bleiben?“ ſchrie Wjuga mich an

„Entſchuldige Towariſchtſch, aber du ſagteſt Auf der Straße in der Sonne, und die Sonne .“

„Schweigen!“ brüllte Wjuga, packte mich am Rockkragen und ſchob mich im Trabe die Straße entlang, die Treppe hinauf und bis ins Verhörzimmer hinein

So eilig hatte er es mit mir, daß mir nicht nur Sehen und Hören vergingen, auch die Puſte war mir ausgegangen, als er mich endlich los ließ. Der Haunke hatte mir mit ſeinem Griff einfach die Luftröhre zugeſchnürt und ich gapſte und ſchnappte nach Luft, wie ein aufs Land geworfener Fiſch

Mir war gar nicht zum Lachen zumute, aber irgendwas an mir muß doch wohl komiſch ausgeſehen haben, denn das Tribunal der allgewaltigen Tſcheka lachte ganz unbändig

Wenn ich jetzt daran zurückdenke, mir mich vorſtelle, wie ich, von der Seite geſehen, ausgeſehen haben muß — ob ich nicht auch gelacht hätte ?!

„Gib dem armen Diawol einen Stuhl!“, erbarmte ſich einer der drei über meine zitternden Knie

Ich ließ mich auf den von Wjuga hinter mich geſtellten Stuhl fallen, ſchnappte noch einige Male tief nach Luft und gewann nach und nach mein inneres Gleichgewicht wieder

Da die Trojka damit beſchäftigt wurde, ein eben eingelaufenes Telegramm mit großer Mühe zu entziffern, hatte ich Zeit, meine Umgebung etwas in Augenſchein zu nehmen

Das Tribunal alle drei in Matroſenuniform, mit Offiziersſtilett an der linken Seite, Revolvertaſche an der andern. Zwei von ihnen hatten ſich auf ihren Matroſenbluſen an der Bruſt ſilberne Patronen angenäht, wie die Tſcherkeſſen ſie tragen. Wie alle Matroſen, nicht groß gewachſen, aber ſtark und muskulös gebaut, Geſichter, wie das einer engliſchen Bulldogge; Sprache der Ungebildeten, Umgangsformen unbeſchreiblich roh und gemein.

In einer Ecke an einem langen Tiſche drei Maſchinenſchreiberinnen — den Typus zu beſchreiben, ekelt es mich!

Großer Raum im dritten Stockwerk Wände tapeziert, Fußboden ſchmutzig, mit einigen dunklen Flecken, die auch Blutflecken ſein können wahrſcheinlich ſind! Im Hintergrunde einige Dutzend Stühle An den Wänden überall kleine Löcher — — „von den Kugeln, die das Tribunal den Verhörten, wenn ſie nicht Antwort geben, um die Ohren, manchmal auch durch das Gehirn jagt", erklärt mir Wjuga, der neben mir ſteht

„Willſt du rauchen?" fragte er dann und hielt mir ein Päckchen Machorka und Zeitungspapier hin.

„Iſts erlaubt hier?"

„Aber ſicher doch! Warum denn nicht?"

„Na, ich meine nur ſo, von wegen weil dies doch ein Regierungs "

„Das war beim alten Regime, bei uns herrſcht volle Freiheit!"

„Na, dann rauchen wir uns eine an, aber nicht von deinem Dreck", und ich reiche ihm meinen Tabaksbeutel

Er drehte ſich eine „Wirkliche" und ich eine „Gewöhnliche", und dann fragte ich ihn ſo ganz im geſchenken, ob er wohl verrückt ſei, mich faſt zu erwürgen

„Du kennſt jene drei noch nicht, mein Täubchen", flüſtert er mir zu „Das erſte Mal fluchen ſie, das zweite Mal kitzeln ſie, und das dritte Mal ſchießen ſie. Sieh die Löcher in der Wand und dieſe Flecken auf dem Fußboden Nje budj Durakom! *)

*) Sei kein Dummkopf!

Wenn die dich fragen, gib Antwort! Prie Beljauſh — ne prie. **) Ja, dies iſt ein Kräutlein!" lobte er dann laut den Tabak

„Ganz gut, aber was hat das damit zu tun, daß du mich faſt erwürgteſt?"

„Dummkopf! Hätte ich dich nicht gleich gebracht, die hätten mich und dich Die haben ſchon wegen kleinerer Verſehen Unſchuldige wie einen Hund ...."

Was Wjuga noch weiter ſagte, hörte ich nicht ... Die drei vom Tribunal ſtarrten mich unverwandt an

Ich hatte mich ſtets damit gebrüſtet, irgendeines Menſchen Blick, ohne mit den Wimpern zu zucken, ertragen zu können, aber ...

Nein' Dies waren nicht menſchliche Blicke !

In ſolche Augen hatte ich noch nie geſchaut '

Unwillkürlich kam mir der Gedanke Die ziehen ihre Opfer mit den Blicken ins Verderben, wie die Schlange mit ihrem faszinierenden Bannblick kleine Vögel zwingt — zwingen ſoll, wie ich geleſen habe ihr direkt in den Rachen zu ſpringen

Ich weiß keinen anderen Ausdruck, der das ausſagt, was ich in ihren Augen erblickte, als den Teufel ſelbſt, es waren teufliſche, beſtialiſche Augen!

Hatten meine Knie vorher vor Ermüdung und weil mir die Puſte ausgegangen war gezittert, jetzt zitterten ſie vor Angſt.

Ein Gedanke die Gewißheit, zuckte durch mein Gehirn Der Willkür dieſer Teufel preisgegeben — da gibt's weder Gerechtigkeit noch Erbarmen! Und ich ſaß da wie gelähmt

Und die drei ſtarrten und ſtarrten mich an ohne ein Wort zu ſagen, ohne mit der Wimper oder einer Geſichtsmuskel zu zucken ſie ſtarrten .!

Ich wußte, wie die Matroſen verhörten und folterten! Die Namen, die dieſe drei ſich beigelegt hatten, ſagten mir, daß ſie wirklich Matroſen waren.

Der Vorſitzende nannte ſich „Gitſchka" (das Gig, ein ſchmales, langes flachgehendes Boot, das überall durchkommt.)

**) Etwa: Schwatze Blödſinn, aber rede!

Rechts von ihm saß „Ljap“ (hölzerner Schlägel, mit dem die Walroßjäger die Seehunde erschlagen.)

Links vom Vorsitzenden hatte „Döba“ seinen Platz. (Döba - altrussisch, auf dem Schiffe errichteter Wippgalgen, zum Erhängen von Seeräubern oder Meuterern)

Und die drei starrten und starrten

Plötzlich brachen sie in ein schallendes Gelächter aus, und wie weggewischt waren die teuflischen Züge von ihren Gesichtern, und meine Lähmung wich auch.

„Warst in Furcht geraten, Täubchen?“ fragte Gitschka, und alle drei lachten, daß die Fenster klirrten

„Keine Ursache, sich zu fürchten“, fuhr er fort, als ich bejahend genickt hatte „Wir haben von vielen Seiten zu hören bekommen, daß du der klügste, goldenste und ein mit einer guten Seele behafteter Mensch bist. Der beste Mann im Bezirk Darum wollten wir den seltenen Vogel einmal sehen und anhören Weißt du, wer Karl Marx war?“

Ich gab bejahende Antwort.

„Hast du seine Werke gelesen?“

„Ja!“

„Verstehst du sie?“

„Ich denke so!“

„Ist Karl Marx's Idee durchführbar oder eine Utopie?“

„Werden wir in Rußland den Kommunismus zum Siege bringen?“

Ich umging die direkte Antwort mit dem bekannten Sprichwort: „Der Morgen ist weiser als der Abend!“

„Du bist wirklich klug“, höhnte Ljap „Deine Antwort ist weder ja noch nein!“

„Ich bin kein Seher und Prophet, daß ich die Zukunft voraussagen kann. Das muß eben die Zeit lehren.“

In diesem Sinne ging das Verhör vielleicht eine halbe Stunde lang fort. Die drei fragten bald dieses, bald jenes, über abstrakte und konkrete Dinge, waren immer sehr anständig und keineswegs drängten oder drohten sie, wenn ich nicht gleich antwortete. Die Fragen waren aber manchmal auch so blödsinnig und verrückt, daß ich

wirklich nicht dahinter kam, was ſie eigentlich von mir wollten.

Und meine Antworten fielen in dem Wirrwarr der ſinnloſen Fragen auch ſo aus, daß ich ſchließlich nicht mehr wußte, was ich bejaht, was ich verneint hatte.

Gitſchka wurde hinausgerufen.

Ich aber wurde weitergefragt — ſinnloſe Fragen; ſinnlos waren meine Antworten, und Fragen und Antworten wurden von den drei Stenographiſtinnen zu Papier gebracht.

Gitſchka kam zurück, und das Verhör ging weiter — endlos und verrückt ſchien es mir zu ſein!

— Wo wollen die hin? Was wollen die von mir erfahren? fragte ich mich immer wieder.

„Denkſt du, daß Polen wieder ſelbſtändig, ein autonomes Reich werden und uns noch ein großes Stück Land fortnehmen wird?“ fragte Lyap ohne Zuſammenhang, ſo mittendrein wie immer.

„Das weiß ich nicht. Die Polen ſind oft und verſchieden unterjocht worden, aber gebeugt und ergeben haben ſie ſich nie. In ihnen glimmt der patriotiſche Geiſt und der Drang nach politiſcher Freiheit fort. Es iſt ſchon anzunehmen, daß ſie dieſe Gelegenheit wahrnehmen werden und den Verſuch machen, ſich ſelbſtändig zu machen. Leider bekommen wir keine Zeitungen und Nachrichten von jenſeits der Wolga, und ich weiß nicht, was die Polen vorhaben und tun.“

Wie auf Kommando ſprangen die drei auf, hielten mir ihre Nagane vor's Geſicht, und Gitſchka brüllte: „Du lügſt, du verdammter Burſchuj und Konterrevolutionär! Geſtehe, daß du mit den Polen in geheimer Verbindung ſtehſt! Erzähle gleich, was du zu Dr. Moloko über den Krieg mit Polen geſagt haſt, oder wir durchlöchern dich wie ein Sieb!“

Und wieder ſtarrten ſie mich an, wie

Ueberrumpeln? Das iſt eure Taktik? Gibts nicht!, dachte ich und bewahrte die Faſſung.

„Mit Dr. Moloko habe ich nie über einen Krieg mit Polen geſprochen. Den Doktor kenne ich nicht ſoviel, daß ich mit ihm über Politik ſprechen würde.“

„Warſt du am 15. April nicht in W—ſk beim Doktor, und trankſt du nicht mit ihm in ſeinem Studierzimmer Tee?“

„Ob's gerade am 15 April war, weiß ich nicht, aber ungefähr um die Zeit war es.“

„Und was wolltest du bei ihm?“

„Ich hatte damals zwei Tage auf der Rajonversammlung in A—sk als Sekretär fungiert und in den Nächten die Protokolle ins reine geschrieben; zwei Nächte fast nicht geschlafen. Meine Nerven hatten nachgegeben, und meine Augen waren entzündet, deshalb war ich beim Doktor, er sollte mir Augentropfen und ein Mittel gegen Kopfschmerzen geben.“

„Und warum bei ihm im Hause, warum nicht im Ambulatorium?“

Das war schon geschlossen, als ich von A—sk kam und in B—scht beim Doktor anfuhr.“

„Und ihr habt absolut nichts von einem Kriege mit Polen gesprochen?“

„Nicht, daß ich mich erinnern kann, nicht, daß ich weiß.“

„Wir werden dir die Erinnerung zurückpumpen und Wissen einpauken‘ drohte Gitschka. „Unser Zeuge hat geschworen, daß er hörte, wie du zum Doktor über den Krieg mit Polen sprachst.“

„Ich und der Doktor waren allein im Zimmer, und niemand kann gehört haben, was wir sprachen.“

„Und der Gottlieb Mayer, der dich nach Hause fuhr, saß unter dem Fenster und hörte alles, was du sagtest über Polen, über die Schljachta *), und wie die immer wie ein Mann aufstehe, wenn es gilt, den Erbfeind abzuwehren oder zurückzutreiben.“

Mir war schon, als Gitschka den Gottlieb Mayer erwähnte, angst und bange geworden. Ich und der Doktor hatten wirklich über Politik gesprochen und das rote Regime, weiß Gott, nicht in den Himmel erhoben. Aber was wir gesprochen, daran konnte ich mich nicht erinnern, und was der Mayer davon aufgeschnappt und weitergesagt hatte, konnte ich nicht ahnen.

— Erinnerungen zurückpumpen und Wissen einpauken — hatte Gitschka gedroht! Jetzt galt es ! Wie sich aus der Schlinge ziehen.. ? Fieberhaft arbeitete mein Gehirn Ich strengte es

*) „Schljachta“ — in Polen der kleine Adel, Adelsstand.

an, etwas zurückzubringen, was ich könnte geſagt haben. Vergeblich all mein Bemühen!

Plötzlich tauchte vor meinem geiſtigen Auge das Studierzimmer Dr. Molokos auf, und auf ſeinem Schreibtiſche ſah ich ein großes Buch liegen, in rotem Einband und darauf in goldenen Lettern eingeprägt:

„Brynskij Ljes", darunter „Sagoskin" Und dann ſah ich auch den Ausweg.

Auf Gitſchkas letzte Frage „Wer iſt die Schljachta?" lachte ich laut auf, mehr gemacht als von Herzen Verdutzt ſah Gitſchka mich an und wartete auf Antwort

„Erlaubt. Towariſchtſch kennt ihr den Schriftſteller Sagoskin? Habt ihr ſeinen hiſtoriſchen Roman „Brynskij Ljes" geleſen?"

Verneinend ſchüttelten ſie mit den Köpfen.

„Zu ſchade! Hättet ihr ihn geleſen dann wäre das Verhör in fünf Minuten zu Ende Habt ihr vielleicht Sagoskins Werke in der Bibliothek eurer „Roten Ecke"?"

„Haben wir die Schurotſchka?" wandte Gitſchka ſich an eine der Stenographiſtinnen.

„Nein Towariſchtſch Gitſchka Ich habe darum ſchon ans Zentrum geſchrieben, aber die neuen Ausgaben werden ſo ſchnell vergriffen, daß wir ſie noch nicht haben!"

Ich traute meinen Ohren kaum und ſah meinerſeits ganz verdutzt das Mädel an ? Wollte ſie mir helfen, war ſie ſo dumm, daß ſie glaubte, Sagoskin ſei ein „roter" Schriftſteller oder war ſie ſo klug und verbarg ihre Unwiſſenheit hinter dieſer grundloſen Lüge ?

„Haben ſie nicht", wiederholte Gitſchka „Was haben die Bücher damit zu tun?"

„Wenn wir das Buch hier hätten, würde ich euch Wort für Wort vorleſen, was der über die Schljachta ſagt Ich glaube ſchon, daß der Maher gehört hat, was ich und der Doktor ſprachen, und wir dachten nicht daran, das zu verheimlichen, denn das hätte jeder hören können!"

„Und was hat das Buch damit zu tun?"

„Alles! Als Dr Moloko meine Augen unterſuchte, wollte er auch

ihre Sehkraft prüfen. Da gab er mir von ſeinem Schreibtiſch verſchiedene Bücher mit verſchiedener fetter und großer Schrift zu leſen. Ihr wißt doch, wie eine Augenprüfung gemacht wird?"

Alle drei nickten bejahend. Sie hatten ſich ſchon wieder geſetzt und ihre Nagane vor ſich hingelegt.

„Und du beſtandeſt die Prüfung?" fragte Ljap.

„Nicht ganz. Der Doktor riet mir eine Brille zu tragen."

„Das gehört nicht zur Sache" unterbrach Gitſchka wichtig. „was weiter über die Polen und die Schlachta und den Krieg?"

„Nun, ich las dem Doktor aus Sagoskins Buch gerade das vor, was der Mayer unter dem Fenſter gehört hat."

„Aha! Alſo ſolche Sachen ſchreibt der Kowarnichtſch Sagoskin! Da iſt es Zeit daß wir den mal vornehmen und richtig einſtimmen!" rief Döbe mit empörter Stimme.

Nur mit Mühe konnte ich das Lachen verbeißen und — die Schurotſchka die konnte es nicht verbeißen. Die bruſtete plötzlich los, ſprang auf, eilte ans Fenſter und mimte einen Huſtenanfall —

Schurotſchka wußte alſo und wollte mir beiſtehen! —

„Wo wohnt dieſer Hundeſohn von Sagoskin?" brüllte Ljap. „Ja jego kak gapnu *) Weißt du wo der wohnt?"

„Leider nicht. Da müßt ihr ſchon in Moskau bei der „Zentralpreſſe" anfragen. Da wird man ſeine Adreſſe ſchon wiſſen", ſagte ich und hatte losgelacht, wäre nicht in dieſem Moment Schurotſchka mit lautem „O Boſche moj! Nje mogu, nje mogu!" (O mein Gott! Ich kann nicht, ich kann nicht!) aus dem Zimmer geſtürzt **)

„Die iſt wieder krank geworden!" ſagte Ljap, und Gitſchka ſchrie mir ganz unvermutet zu „Und was ſagte Dr. Moloko zu dir hinter dem Doktor, ehe du herein kamſt?"

Unwillkürlich zuckte ich zuſammen. Wir waren beobachtet worden! Hatte Gitſchka als er hinausgerufen wurde, mit Dr. Moloko geſprochen? Und was hatte der ausgeſagt?

---

*) Wenn ich dem eins über den Schädel miſche!

**) Bei den Ruſſen gebräuchlicher Ausdruck, wenn man nicht mehr länger ehrbar bleiben oder auch, wenn man Schmerzen nicht mehr aushalten kann.

Die drei merkten, daß ich zuſammenzuckte, als dieſe Frage an mich gerichtet wurde, und gleich wieder waren alle drei Nagane auf mich gerichtet, und die drei brüllten:

„Antworte gleich oder wir ſchießen!“

„Er ſagte zu mir, ich ſollte nicht vergeſſen, mir hier Augentropfen und Pyramidon zu beſorgen.“

„Du lügſt! Der Doktor ſagte zu dir, was er ausgeſagt hat, und du tanzeſt jetzt nach ſeiner Flöte“, ſchrie Gitſchka. „Und jetzt geſtehe! Was ſagte er dir? Oder ich ſchieße!“

„Was ich ſchon ſagte, ich ſolle mir Medizin beſorgen. Wenn ich meine Nerven nicht bald beruhigen würde, könnte ich verrückt werden.“

„Du biſt jetzt ſchon verrückt! Glaubſt uns über's Ohr hauen zu können? Warte, Täubchen, wir werden dich mürbe kneten!“

Und dann kneteten ſie in mich hinein, daß es wirklich zum Verrücktwerden war.

So ſinnlos, wie die Fragen kamen, ſo ſinnlos waren auch meine Antworten. Aber ich wurde mürbe und müde, ſo müde, daß ich ſchon nur den einen Wunſch hatte, zu ſchlafen. Eben das Sinnloſe und das Durcheinander der Fragen verwirrte und mürbte. Kamen mal vernünftige Fragen, wurde der Geiſt rege und die Müdigkeit ſchwand.

Gitſchka vermutet: „Kennſt du den Sagoskin gut?“

„Ich habe alle ſeine Werke geleſen.“

„Wo haſt du ihn kennen gelernt?“

„Ich kenne ihn perſönlich nicht. Er iſt . . .“ (ſchon lange tot, wollte ich ſagen, wurde aber von Gitſchka unterbrochen):

„Wo ſeine Bekanntſchaft gemacht?“

„In Simferopol.“

„Kennſt du noch andere Polen, die Bücher ſchreiben?“

„Ja.“

„Wen?“

„Sienkewitſch.“

„Was hat der geſchrieben?“

„Verſchiedenes, zum Beiſpiel „Quo vadis“.“

„Und was iſt das noch für ein Vogel?“

„Das ist Latein und heißt ungefähr „Welchen Weg?“ “

„Aha. Der ist also auch ein polnischer Patriot?“

„Ja, ein glühender.“

„Da haben wirs! Und mit solchem Dreck stehst du in Verbindung? Fein, fein! Und jetzt mal heraus mit der Adresse! Wo stecken der Sagoskin und der Sienkewitsch!?“

„Aber erlaubt doch, Towarischtschi ...“

Weiter kam ich nicht! Bei Gitschka's letzten Worten hatte ein Milizionär ihm einen Zettel überreicht, und ehe ich meinen Satz beendigte, hatte Gitschka den Zettel gelesen und gab Wjuga einen Wink. Der packte mich am Genick und trabte mit mir ab — aber er faßte mich nett an, schnürte mir die Luftröhre nicht zu — einen langen Gang entlang bis zu einer offen stehenden Tür, durch welche er mich stieß, und dann schloß er sie zu.

Ich war im Karzer und allein. Und

Nach etwa einer halben Stunde holte Wjuga mich, nickte mir freundlich zu, legte zum Zeichen des Schweigens den Finger auf seine Lippen, führte mich die Hintertreppe hinab in den Hof, ließ mich am Brunnen trinken und zog mich dann auf die Straße zur Haupteingangstür, von wo die Treppe von der Straße ohne Absatz bis in den dritten Stock, wo das Verhörzimmer lag, hinaufführte.

Am Fuß der Treppe ließ er meinen Arm los und flüsterte mir zu: „Paß auf! Wenn der Doktor oben erscheint, dann gehe du gleich los, ich sehe nichts!“ Und laut und drohend sagte er dann: „Du sieh mir zu! Wenn ich sage „Geh!“ dann gehe, die Trojka will nicht lange warten. Du sieh mir zu, sonst prelle ich dich wieder hinauf!“ und lachend setzte er sich auf die Türschwelle.

Ich richtete meinen Blick nach oben und drehte eine Zigarette nach der anderen und warf sie Wjuga zu, der sie in seine Brusttasche gleiten ließ.

Als Dr. Moloko oben erschien, stieg ich die Treppe hinauf. In halber Höhe gingen wir aneinander vorbei.

„Ich habe Sie für verrückt erklärt! Um Himmels willen, stellen Sie sich verrückt!“ flüsterte er mir zu.

Ich verstand im Moment nicht, was das bedeuten sollte, und dachte angestrengt nach, was der Doktor mir damit wohl hatte sagen wol-

len, als ich durch den langen Gang dem Verhörzimmer zuschritt.

Als ich eintrat, befahlen die drei mir, mich zu setzen und ich dürfte mir Eine anrauchen. Und dann fingen sie wieder an zu fragen, und gleich fiel mir auf, daß scheinbar System und Methode in den Fragen lag.

Sie ließen mich das Einmaleins aufsagen, gaben mir leichte Rechenexempel zu lösen, auch leichte Rätsel. Mit einem Wort, sie prüften mich auf meine Zurechnungsfähigkeit hin, und als ich das erst merkte, fand ich mich schnell in die mir von Dr. Moloko zugewiesene Rolle eines harmlosen Uebergeschnappten.

Mitten in einer Frage unterbrach ich Gitschka: „Höre, Bratetz! (Bruder ... so redeten sich die Matrosen zur Zarenzeit an). Zum T... mit deinem verrückten Gefrage. Hier, rauche dir eine von diesem Herrschaftlichen an, und dann gehen wir Kahn fahren. Weißt du noch, wie wir Kahn fuhren, wenn der Mond schien und das Meer so stille lag und glatt wie ein Spiegel, und wir sangen: „Ticho i njeshno katschajaß ...“ *) und ich summte wie selbstvergessen das Liedchen vor mich hin ...!

Die drei sahen sich verstehend an, und Döba sprach aus, was alle drei dachten: „Wjerno! Njechnulsa!“ **)

„Wer ist übergeschnappt? Ich?! Ach, Bratzy, einen Dreck wißt ihr, wenn ihr denkt, in dieser Wüste könnte ein Mensch überschnappen ... Den Verstand verlieren kann man nur auf dem Meere, an der Südküste der Krim ... Eine Maiennacht — ... am Ufer in den Wäldern singen die Nachtigallen — — die Blumen duften — — leise rauschen die Wipfel der Bäume — — und das Meer flüstert und raunt ... und die Meermädchen umkreisen den Kahn und girren und locken einen in die kühle Tiefe — — und dann ... — dann faßt einen so eine Sehnsucht, daß man sich ins Meer wirft“, und leise summte ich die Melodie des bekannten Walzers „Ueber den Wellen“ vor mich hin.

Und die drei konstatierten halblaut: „Uebergeschnappt! — Der Doktor hat recht, wenn seine Nerven angestrengt werden, schnappt

*) Stille und leise sich schaukelnd ...

**) „Richtig! Der ist übergeschnappt!“

er über und wird verrückt. — Und wenn so'n Anfall kommt, dann wird so'n Verrückter entweder toll oder gefühlvoll, grad wie ein Besoffener — Teufel, der muß Matrose gewesen sein, sonst wüßte er nicht, wie ein Matrose „toskujet" *) Schade, daß der Kerl verrückt ist, den könnten "

„Wer ist verrückt? Ich?" unterbrach ich Gritschka „Du bist verrückt! Ihr alle seid verrückt! Kein wirklicher Seemann begibt sich freiwillig in diese Hölle von heißen Stürmen, Trockenheit und Staub, wenn er nicht Spreu im Kopf hat, und was anderes habt ihr nicht drin "

Ich hatte mich in Feuer geredet, denn daß die nicht viel mehr als Spreu im Kopf hatten, davon war ich überzeugt, und ich fiel etwas aus der Rolle

Gritschka packte mich am Hals schüttelte mich, daß mein Kopf hin und her wackelte, und brüllte in maßlosem Zorn

„Bist du verrückt oder ich?"

„Ich, Towarischtsch Kommissar, ich!" brüllte ich zurück

Gritschka ließ mich los hob meinen vollen Tabaksbeutel, der mir entfallen war, auf, steckte ihn in seine Tasche, faßte mich an den Schultern, drehte mich mit dem Gesicht zur Tür und — versetzte mir einen Fußtritt auf den H , daß ich wie eine Bombe durch die Tür flog, und dann — dann fuhr ich seelenvergnügt, so leichten Kaufes entkommen zu sein, nach Hause und dachte hundert Werst lang einen ganz kurzen Gedanken „Ach, wenn ich dir, Gritschka, mal einen könnte auf den H . versetzen!"

*) sich sehnt. —

# Der Greis und der Tod

Ein kalter Wintertag. Der Wind blies eiſig,
Als krumm, gebückt, beladen ſchwer mit Reiſig,
Ein armer Greis laut ächzend heimwärts zog:
Die ſchwere Laſt ihn faſt zur Erde bog . .
Und ſchließlich wirft er, weil entkräftet,
Das Bündel hin und ſetzt ſich drauf
Und dann, den Blick auf ferne Not geheftet,
Läßt er den Klagen freien Lauf:

„Ach Gott, wie bin ich doch ſo arm!
Ich fror zeitlebens, ſchlief nie warm,
Nie kannt' ich's Glück — ſtets nur die Not!
Ach, käme endlich, endlich doch der Tod,
Daß er erlöſte mich von allem Jammer!
Ich bin ſchon alt und ſchwach , und ohne Brot
Sitzt Frau und Kind in kalter Kammer
Viel beſſer wär's, ich wär' ſchon tot!"

Will meiſt der Tod ſchon ungerufen kommen,
Um ſich zu holen ſeinen Teil
So kam er, kaum den Ruf vernommen,
Zum Greiſe jetzt in großer Eil':

„Du riefſt mich, was iſt dein Begehren?
Ich ſteh' zu Dienſten hier bereit.
Laß mich nur deine Wünſche hören,
Soll ich dir kürzen deine Zeit?"

Als ſo der Senſenmann geſprochen,
Erwartungsvoll der Antwort harrt
Ruft zitternd nun und ganz gebrochen
Der Greis — vor Schrecken faſt erſtarrt:

„Ich wollt' — ich wollt' — ich wollt' dich fragen,
Ob du mir wollteſt helfen tragen."

Farm im Sandſturm

# Dürre in der Prärie

Die Sonne geht auf wie in Schmelztiegelglut
Und der Himmel iſt rot wie von Menſchenblut
Nie läßt am Himmel ein Wölkchen ſich blicken,
Wenn Tau will die welkende Saat erquicken,
Der Himmel verſchloſſen — der Regen bleibt aus.
Den Farmer packt Schrecken, packt Angſt und Graus

Und die Erde iſt trocken, was lebet, iſt matt;
Verdürſtend vergilbt das Landmannes Saat,
Und Menſchen und Tiere und Bäume und Gras
Lechzen verſchmachtend nach himmliſchem Naß.

Doch Sandtromben tanzen wie geiſternde Schemen
Vom Sturmwind getrieben durchs ſterbende Feld,
Vernichtend, zerſtörend, das letzte zu nehmen,
Vergebens der Notſchre zum Himmel ergellt!

# Silveſter-Glocken

Obwohl die Ernte des Jahres 1920 eine totale Mißernte genannt wurde, hätte ihr Ertrag in unſerer Gegend — in der Nähe von Uralsk — doch ausgereicht die ganze Bevölkerung durch den Winter zu bringen, und auch noch zur Saat wäre geblieben.

Doch das Zentrum Moskau und andere Städte hungerten ſchon vom Herbſte an — es mangelte an Brot und Fleiſch.

Die Rote Armee, das Städteproletariat, die Fabrik- und Grubenarbeiter die Stütze der Revolution, mußten mit Brot verſorgt werden, koſte es, was es wolle !

Prodatrjady und Trotzki wurden in unſere Gegend geſchickt, die für unerſchöpflich reich galt, das von den Bauern verſteckte Getreide und andere Vorräte ans Licht zu bringen und in die Städte zu transportieren

Mit beiſpielloſer Grauſamkeit gingen die „Beſen", wie die Brotbeſchaffungskommandos genannt wurden, an die Ausführung des Befehls.

Mißhandlungen, Gefängnis, Erſchießungen ganz unſchuldiger

Bauern waren an der Tagesordnung, um das Volk einzuschüchtern.

Alles — tatsächlich alles! — wurde den Bauern genommen.

Weil die Schule zu E—d, wo ich Lehrer war, wegen Mangel an Heizmaterial für die kältesten Wintermonate geschlossen wurde, zog ich mit meiner Familie im Oktober 1920 zu meinen Schwiegereltern auf den Chutor N—1, um den alten Eltern in dieser schweren Zeit nahe zu sein und ihnen beistehen zu können.

E—d gehörte administrativ zur Arbeits-Kommune der Wolgadeutschen, wie auch einige kleine Chutoren in der Nähe E—ds N—1, aber das 18 Werst abseits lag, gehörte zum russischen Rayon B. Darum war Vater der Willkür der „Besen" preisgegeben und wurde von ihnen als „Kupez" („Kaufmann", wie die Landbesitzer dort allgemein genannt wurden) angesehen und auch behandelt.

Seine ziemlich großen Mehl-, Brotgetreide- und Futtervorräte, sein Pferde- und Viehbestand waren bis Ende Dezember von Tag zu Tag kleiner geworden und so zusammengeschmolzen durch die vielen Requisitionen — das Saatgut war alles genommen — daß an ein Weiterwirtschaften nicht zu denken war.

Besonders gefürchtet unter den vielen „Besen" war der „Drei K." mit seiner Bande. Wo der aufräumte mit den Kupzy, da konnte man mit einem Besen kein Körnchen mehr zusammenlegen, so rein nahm er alles weg! Er vertrieb die Besitzer, steckte sie ein oder schickte sie „w Mogiljewskuju gubernju!" — erschoß sie, oft eigenhändig.

Mehrere Male war er auch schon bei uns auf N—1 gewesen. Durch dreistes Entgegentreten und Berufung auf meine Zugehörigkeit zur Arbeits-Komm. der „W—D" und Vorzeigen verschiedener Dokumente von hohen Sowjetbehörden war es mir bis dahin gelungen, uns auf N—1 vor seiner brutalen Willkür zu schützen.

Da wurde für unsere Gegend von der Moskauer Zentrale ein Dekret herausgegeben: Alle Gewalt den lokalen Sowjets, um Lebensmittel für die Armee zu erlangen!

Mit beispielloser Grausamkeit ging Drei K. jetzt an das Auspumpen aller Vorräte bei den Bauern, gegen die Kupzy erklärte er einen formalen Vertilgungskrieg.

Mich haßte er ganz besonders, weil er sich nicht an mich hatte hinanwagen dürfen. Jetzt ließ er mir sagen, daß er jetzt Macht habe,

mich an die Wand zu ſtellen. Ich ſolle mich ſcheren, wenn mir mein Leben lieb ſei!

Das war am 28. oder 29. Dezember.

Unmöglich konnte ich die alten Eltern ſeiner Willkür überlaſſen und, um mich in Sicherheit zu bringen, zurück nach E—d ziehen!

Ich blieb.

Mit Furcht und Bangen ſahen wir jedem neuen Tag entgegen.

Der 30. Dezember war angebrochen, von Drei K. noch immer nichts zu ſehen, nichts zu hören.

Die Frauen gingen daran, zu Neujahr das übliche Feſtgebäck zu backen. Es iſt mir noch klar in der Erinnerung, (wie ſich einzelne Kleinigkeiten doch ſo tief in unſer Gedächtnis einprägen!), daß Mama am Herde ſtand und einen Kuchenteig vor ſich hatte, als ich vorbeiging und mich in bangem Ahnen fragte: „Woa wie daut noch tüs enn em Fredi âfi käni?“ *)

Ehe ich ihr noch eine beruhigende Antwort geben konnte, ſtürzte Reta, meine zwanzigjährige Schwägerin, in die Küche und rief: „Drei K. mit ſeiner Bande kommt von B. über den Berg auf R—l zu!“

Ich eilte ans Fenſter und ſah hinaus. Ja, da kam die Bande über den Berg auf uns zu! Allen voran Drei K. auf ſeinem geſtohlenen Renner, hinter ihm, auch zu Pferde, etwa 20 Mann ſeiner Bande, und dann ein langer Zug leerer Bauernſchlitten.

„Das gilt uns! Jetzt geht's los!“ rief ich. „Laßt alles andere ſein und tragt ſo viel ihr könnt in unſere Zimmer! (Die ich mit meiner Familie bewohnte). Ich laſſe ſie aus meinen Zimmern nichts nehmen. Spukt euch!“

Dann eilte ich in mein Schreibzimmer, verbarg einige wichtige Papiere, unterſuchte meinen Karabiner, lud ihn und ſtellte ihn in eine Ecke. Meinen Browning mit Patronen ſteckte ich in meine Hoſentaſche. Papa war gleich nach mir eingetreten. Bleich und vor Aufregung zitternd ſah er mir zu. Als ich den Browning in die Taſche ſteckte, rief er ermahnend: „Peter, um Gottes willen, du

*) Werden wir dieſes noch zu Hauſe und in Frieden eſſen können?

müßt doch nicht ſchießen?! — Laß ſie alles nehmen, aber verſündige dich nicht! Du ſollſt nicht töten ! Denke daran!"

„Seien Sie unbeſorgt, Papa! Ich laſſe die Teufel, wenn's nicht anders geht, alles nehmen, aber – da iſt Liese (meine Frau) und Nete, rühren ſie die an, wie bei Neklinjews, dann dann ſchieße und ſchlage ich, ſolange noch ein Funken Leben in mir iſt !"

Da jagten die Beſtien auch ſchon mit wildem Geheul in den Hof Nach dem Wirte fragten ſie gar nicht! Die Schlöſſer an den Speichern, der Schmiede und der Werkſtube wurden mit Brechſtangen abgeſchlagen, herausgebrochen und einfach alles was ihnen des Mitnehmens wert ſchien, auf ihre Schlitten geladen

Ich ging hinaus Mit den gemeinſten Flüchen ritt Drei R. auf mich zu, und mir ſeinen Nagan unter die Naſe haltend, brüllte er: „Mott i na moja ulitje praſnuik naſtal!" (Jetzt iſt auf meiner Straße Feiertag geworden)

„Was ſoll dieſer Blödſinn bedeuten?" fragte ich, äußerlich die Ruhe bewahrend

„Das hat zu bedeuten, daß noch vor Neujahr, in 36 Stunden, ein jeder, der „njemetzkim duchom puchnet" (mit deutſchem Geruch behaftet iſt) von hier fort ſein muß, ſonſt laſſe ich ihn erſchießen. Darum ſchert euch!" und noch viel mehr ſagte er

Ich ließ mich nicht einſchüchtern und verlangte den Beſchluß, das Protokoll der lokalen Behörden, womit er ſein Auftreten rechtfertigte, zu ſehen, und brachte ihn ſo weit, daß er unſicher in ſeinem Auftreten wurde und ſeinen Leuten befahl vorerſt noch nichts aus dem Hauſe zu nehmen er werde ſich die Vollmachten holen

Dann gab er Befehl, ſonſt „alles" zu nehmen und ritt mit zehn Mann davon Die zurückgebliebenen „Beim" und die ruſſiſchen Bauern luden „alles" auf ihre und auch auf unſere Schlitten und fuhren es nach P in den Raſſowjet Pferde Kühe, Jungvieh, Schweine und Schafe alles wurde weggetrieben

Soviel ſah ich, unſeres Bleibens war auf N—1 nicht mehr

Alle hatten meinen Wortwechſel mit Drei R., der in forte-forte geführt wurde, angehört, und nun konnte ich ſie noch von einem Speicher, in dem unſere unbenutzten Möbel und Sachen ſtanden, und

aus dem Hauſe fernhalten. Sie drohten: „Laß nur erſt den Drei K. zurückkommen, dann ...!“

Nichts Gutes vorausſehend, nahm ich von einem hilfsbereiten Nachbarn einen Schlitten mit Pferd und fuhr unſere Kinder und unſere kleine Nichte, die bei uns zu Gaſte war, nach dem 18 Werſt entfernten E—d.

Da bat ich die E—der, Schlitten nach N—1. zu ſchicken, um meine Frau mit dem Baby und unſere Möbel und Sachen abzuholen.

Noch heute denke ich mit Dank im Herzen an die tatkräftige Hilfsbereitſchaft meiner lieben E—der zurück. Wer es konnte, der kam.

Die Pferde wurden nicht geſchont!

Als wir nach N—1 kamen, war Drei K noch nicht wieder dageweſen. Die Bauernſchlitten, hochbeladen mit unſerer Eltern Gut, waren abgefahren, nur ſechs Mann der „Beſen“ waren als Wache zurückgeblieben.

Eine gute Mahlzeit von meinen Vorräten, die noch nicht angetaſtet waren, machten die „Beſen“, (mennoniſche Rollkuchen und gebratene Wurſt hatten die noch nie in ihrem Leben gegeſſen, wohl kaum gerochen!) · da ihnen geſagt wurde, ſie dürften eſſen, bis ſie platzten, zu guten Freunden! Ein Auge kniffen ſie zu, und mit dem anderen mußten ſie die wundervollen Rollkuchen und Wurſt bewachen .

Und meine E—der beluden indes ihre Schlitten mit der Eltern und unſeren wertvollſten Sachen und Möbeln und waren im Handumdrehen auch ſchon wieder fort. Spät in der Nacht kamen noch mehr Schlitten von E—d Auch die wurden beladen und machten ſich am 31 Dezember in aller Frühe auf den Weg und nahmen auch meine Frau mit unſerem Baby und Schwägerin Neta mit.

Vater, Mutter und ich blieben, um noch zu retten, was da geblieben war Die E—der hatten verſprochen, noch einmal mit ihren Schlitten zu kommen ..

Und dann kam Drei K mit ſeiner Bande wieder Als er ſah, was inzwiſchen weggefahren war, gebärdete er ſich wie toll. Er machte Anſtalten, ſeine „Beſen“ über den Haufen zu ſchießen

Ich trat ſeinem Vorhaben entgegen, wollte ihn zur Vernunft

bringen. Sogar Papa, der noch mit keinem Worte gegen die Fortnahme seines Eigentums protestiert hatte, erhob Widerspruch gegen die Erschießung der „Besen", da die doch unschuldig seien. Die hätten vor lauter Rollkuchen und Wirste nichts sehen und merken können.

„Also seid ihr die Schuldigen! Ihr habt sie krank gefüttert und dann Volksgüter in einen anderen Rayon geschmuggelt! Gut, gut! Ich werde euch lehren!"

Aus fünf Mann ernannte er jetzt ein provisorisches Kriegsgericht, in welchem er den Vorsitz führte — Was ich nicht wußte: unser Gebiet war gestern als sich im „Kriegszustande befindlich" erklärt worden, weil die Bauern sich erhoben und die „Besen" niedermachten. In unserem Gebiete herrschte der Rote Terror — das erklärt alles

Papa wurde zum Tode verurteilt Wenn er nach 24 Stunden noch in den Grenzen des W—er Rayons gefunden würde, könnte ihn jeder erschießen, der es wolle! Auch ich wurde zum Tode verurteilt, aber mir gaben die Richter nur eine Galgenfrist bis Neujahr, d. h. nicht ganz neun Stunden dann war auch ich vogelfrei und jedermanns Wild, das er erlegen konnte und doch straflos ausgehen!

Gegen diese Urteile gab es keine Berufung!

Die galten! — Kriegszustand!

Was nun?

Kein Pferd und kein Schlitten mehr da, die alten Eltern über die Grenze des Rayons zu bringen! Ich hätte die Grenze immer noch zu Fuß erreichen können

Ein guter Nachbar erbot sich, die Eltern zur Nacht zu sich zu nehmen und sie am 1 Januar nach E—d. zu stellen Papas Galgenfrist lief ja erst um 3 Uhr nachmittags ab, da war noch Zeit genug, und sie begaben sich zum Nachbarn

Er bot auch mir Pferd und Schlitten an, aber als Drei K. dahinter kam, verbot er es ihm unter den schrecklichsten Drohungen, und der ließ sich einschüchtern

Drei K ritt hohnlachend ab, mir Grüße an all die Heiligen, die ich noch vor Neujahr im „deutschen" Himmel treffen würde, mitge-

bend Mir war es klar, daß er die 12 Mann „Beſen“ zurückgelaſſen hatte, um meine Flucht zu verhindern und dann nach 12 Uhr

„Wie mir dieſe Bande vom Halſe ſchaffen?“, um weiter nichts war mir zu tun, darum drehten ſich all meine Gedanken

Und dann tauchte eine neue Gefahr auf! Bekannte Muſchiki hatten den Beſen verraten, daß ich eine große Dampfdreſchmaſchine an einen Koſaken für „Goldgeld“ verkauft hätte — noch in 1918 — und viel Gold haben müſſe! (Der Koſak hatte mir mit „Nikolajews“-Geld bezahlt)

„Wo iſt das Gold? — Her damit!“

Verneinen, verleugnen oder den Kerlen mit Vernunftgründen kommen, war vergebliche Mühe Nur mit Liſt konnte ich mir die Bande vom Halſe ſchaffen — „Da ihr es doch ſchon wißt, kann ich nicht leugnen, daß ich wirklich eine Maſchine an den Koſaken verkauft habe So dumm aber ſeid ihr auch nicht, zu glauben, daß ich das viele Geld in dieſer Zeit bei mir tragen würde.“

„Natürlich nicht! — Wo iſt es? — Zeige uns, wo du es vergraben haſt! Her mit dem Gelde!“ unterbrachen ſie mich.

„Werdet ihr mich laufen laſſen, wenn ich euch ſage, wo ihr danach ſuchen könnt?“

„Wenn du uns genau die Stelle beſchreibſt, wo wir ſuchen ſollen. dann laſſen wir dich los, „Jegh Bogu!“ — (So wahr Gott lebt!) ſo ſchworen die Leute, die an Gott nicht glaubten, bei ſeinem Namen.

„Wißt ihr, unter meinen Möbeln befand ſich ein großer, mit grünem Tuch beſchlagener Schreibtiſch “

„Weiß ſchon, habe ihn in deinem Zimmer geſehen“, unterbrach mich einer

„Nun, der Tiſch wurde weggefahren Haſt du geſehen, was er für ungewöhnlich dicke gedrechſelte Füße hat? — In den Füßen befinden ſich Geheimfächer “

Weiter kam ich mit meinem Märchen nicht.

„Auf die Pferde, und den Tiſch geſucht!“ und die Beſen liefen zu ihren Pferden, ſchwangen ſich in die Sättel und jagten davon, als hinge ihr Leben von der Schnelligkeit ihrer Pferde ab.

Ich war in einer verzweifelten Lage und konnte doch ein Lachen

nicht unterdrücken, als die Besen den Schlitten nach B. nachjagten, den Tisch zu suchen, der nach E. -d gefahren wurde.

Hauptsache: ich war die Bande los und konnte mich „scheren".

Ganz niedrig stand die Sonne schon! Jetzt hieß es, sich beeilen, denn die Bande würde bald zurückkommen und dann, wenn die mich.

Was mich dazu bewog, ich weiß es nicht: genug ich machte noch einen Gang durch alle Ställe. Warf auch noch einen Blick in den Kamelschuppen ... und dann rührte sich da etwas ... Und als ich schon zurückgehen will, da erhebt sich hinter der hohen Futterraufe der alte „Mischka", das einzige uns bis dazu verbliebene Kamel!

Den hatten die Besen vergessen mitzunehmen oder wahrscheinlicher: ihn hinter seiner hohen Raufe gar nicht bemerkt.

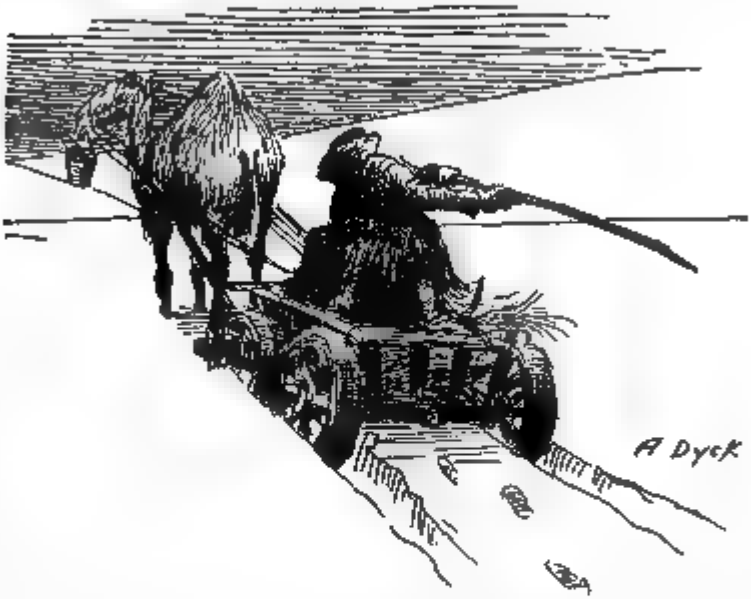
Ich führte Mischka auf den Hof und in Ermangelung eines Schlittens spannte ich ihn in eine Powoska (rußl. einspänniger, holzachsiger Wagen), denn ein Kamelritt ist an und für sich kein Vergnügen und dann erst bei 20 nach Reaumur!

Dann holte ich mir meinen Tulup (großer Schafpelz), nahm im Gehen einen langen Forkenstiel, der mir statt Peitsche für Mischka dienen sollte, von der Erde auf, bestieg die Powoska und begab mich auf die Flucht. Es begab sich aber nicht so leicht, denn Mischka wollte nicht, und wenn Mischka nicht wollte, dann wollte er eben nicht!

Mischka hatte so seine „Zoten", wie Papa, der sehr gut mit Mischka umzugehen verstand, immer sagte, wenn Mischka nicht wollte. Mit etwas Schrot oder Gerste ließ Mischka sich am schnellsten von seinen „Zoten" kurieren. Daß Mischka Herr der Situation war, wußte ich. Ich zog also meinen Tulup aus, kletterte von der Powoska und ging für Mischka Medizin suchen.

In den großen Futterkästen in den Ställen gelang es mir, noch einige Handvoll Schrot und Körner zusammenzu-„pusten". Einen alten Eimer fand ich auch noch, und nun begab es sich, daß ich mich auf die Flucht begab. Ich ging nämlich vorauf und ließ Mischka von Zeit zu Zeit einen „Haups" von seiner „Zotenmedizin" nehmen, anders wollte er nicht! — So aber wollte ich nach einer Weile nicht mehr. Ich band dem Mischka den Eimer mit der Medizin

unters Maul, kletterte in die Potwoska und hieß ihn gehen. Mit dem Forkenstiel ihm noch von hinten „Totenmedizin“ aufstreichend, geruhte er, sich in Trab zu setzen, und dieses Tempo behielt er auch für sechs Werst bei. Wir befanden uns auf der letzten Anhöhe vor der Soljanka (Fluß), als die Sonne unterging.




Ich hielt an, Mischka etwas verschnaufen zu lassen. Die Potwoska ging immer mit zwei Rädern in knietiefem Schnee; denn sie war breitspuriger als alle Schlitten. Mischka war schon müde.

Noch zwei Werst, und ich war über die Soljanka, jenseits der Grenze des B Rayons und, theoretisch — gesetzlich in Sicherheit; denn in „W R.“ hatte Drei N. mit seiner Bande laut Gesetz absolut keine Macht und Gewalt. In Wirklichkeit aber lagen die Sachen so, daß sie mit mir kurzen Prozeß machen würden, sollten sie mich einholen und fangen.

Ich stellte mich auf das Seitenbrett der Potwoska und hielt Ausschau nach meinen etwaigen Verfolgern.

Wo Reka ſie am vorigen Tage hatte über den Berg kommen ſehen, da tauchten ſie jetzt, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne beſchienen, hinter R—1 wieder auf Vierzehn Mann zählte ich, die in fliegendem Galopp auf R—1 zuſprengten Sie konnten mich nicht ſehen, denn ich konnte mich nur eben ſo hoch heben, um über den Anhöherücken zu ſehen Dennoch würden ſie gleich meine Verfolgung aufnehmen, die Powoskaſpur würde ja ihnen den Weg zeigen, den ich genommen

Etwa acht Werſt Vorſprung hatte ich; doch Miſchka war müde und würde kaum den Fluß erreichen können, bevor meine Verfolger auf der Anhöhe ſein würden, auf der ich jetzt hielt

„Hatſch!" („Vorwärts!" in der Kamellſprache) „Hatſch, Miſchka!" Aber — der regte ſich nicht! Miſchka hatte wieder „Haben!" — Er wollte nicht, und wenn Miſchka nicht wollte, dann wollte er nicht!

Ich bat ihn erſt in der höflichſten Kamellſprache doch geſcheit zu ſein — wir würden doch verfolgt — Miſchka ſtand!

Ich ließ nun meinen Forkenſtiel in nachdrückliche Tätigkeit treten. Miſchka ſchien das nichts anzugehen, er rührte ſich nicht und ſtand ſtill und feſt, als wäre er feſt- und ſteifgefroren

Ich hatte mich müde geſchlagen ohne jeglichen Erfolg — Miſchka ſtand und ſah mich wie verächtlich mit ſeinen ſanften Augen an

Dann zog ich meinen Tulup aus, legte ihn in die Powoska, nahm den Forkenſtiel, ſprang in den Schnee und ſchlug auf Miſchka los, wie es manchmal vorkommen mußte, damit Miſchka wollte, wenn er nicht wollte!

Und plötzlich wollte Miſchka, und ſo ſehr wollte er, daß ich eine Werſt oder mehr hinter ihm herlaufen mußte, ehe ich, zum Hinfallen müde ihn einholte und von hinten auf die Powoska klettern konnte

Dafür war Miſchka dann aber auch ſehr geſcheit. Ich brauchte nur meinen Forkenſtiel zu heben, dann wollte er ſchon ſehr und trabte.

Als ich die Goljanka erreichte und auf das ſpiegelblanke Eis fuhr, war es ſo finſter, wie es in einer ſternenhellen Nacht werden

kann, d. h. tiefe Dämmerung hell genug, auf weite Entfernung ein Fuhrwerk wahrnehmen zu können, aber zu finſter, die Spuren meiner Powoska auf dem Eiſe zu ſehen.

Ich kannte das Gelände und den Fluß ſehr gut. Etwa hundert Faden links vom Wege machte der Fluß eine ſcharfwinkelige Biegung nach Süden. Sein Ufer war da ſehr hoch, und auf meinen Jagdgängen hatte ich geſehen, daß in manchen Wintern die Schneewehen ſich da hoch türmten und förmlich Höhlen bildeten.

Vor Miſchka hergehend führte ich ihn auf dem Eiſe um die Ecke der Flußbiegung. Wie ich erwartet, ſo fand ich es. Die weit über das hohe Ufer hervorſtehenden Schneewehen bildeten eine Art Dach und Höhle, ein Verſteck für mich und Miſchka. Da konnten wir nur geſehen werden, wenn die Verfolger uns bis um die ſcharfe Ecke der Biegung folgten.

Ich führte Miſchka ganz dicht in die Ecke, und er folgte willig. Dann ſtreute ich etwas Heu aus der Powoska unter ihn und befahl „Tſchod, Miſchka, tſchod"! Das verſtand er beſſer, als „Hatſch"!

Mit ſichtlichem Wohlgefallen ließ er ſich auf das Heu nieder und beſchnupperte mich dankbar, als ich ihm meinen Tulup über den Höcker breitete und mich auf ſeinen Hals ſetzte, mich auch mit dem Tulup bedeckend, daß nur meine Augen frei blieben.

Ihm die Stirne kraulend und ihm beruhigende Worte zuflüſternd, harrte ich mit Bangen der Dinge, die ſich abwickeln mußten.

Angeſtrengt horchte ich in die Nacht hinaus. Nichts zu hören.

Nach etwa einer halben Stunde hörte ich meine Verfolger kommen, und bald darauf auch den Hufſchlag ihrer Pferde, als ſie über das Eis ſprengten in der Richtung auf E—d. zu.

Werden ſie zurückkommen, wenn ſie die Powoskaſpur nicht finden?

Nicht lange hatte ich auf Antwort zu warten.

Gotteslästerlich fluchend, kamen ſie zurückgeſprengt und hielten auf dem Eiſe. Deutlich hörte ich jedes ihrer Worte.

„Bis aufs Eis habe ich die Powoskaſpur verfolgt — Er muß auf dem Eiſe weiter gefahren ſein. Fünf Mann rechts und fünf Mann links reiten den Fluß entlang und ſuchen jeden Winkel, jede

Krümmung ab. Wir warten hier, bis ihr zurückkommt; er kann noch nicht weit weg sein. — Schaut mit Beiden! (Augen). — Vorwärts!"

„Entdecken sie mich, bin ich verloren!" sagte ich zu mir selber.

Ich kroch hinter Mischka und suchte in meinen Taschen nach meinem Browning.

„Sehen können sie mich hinter Mischka nicht. — Auf ihren Anruf antworte ich nicht. — Kommen sie heran, um mich zu nehmen — auf so kurze Entfernung lege ich wenigstens drei Mann, vielleicht fünf, nieder, wenn sie nicht zu zerstreut kommen, denn sie glauben mich unbewaffnet und erwarten keinen Widerstand — Ehe die anderen herankommen, habe ich die Karabiner der Gefallenen, und, hinter jener Wehe versteckt, knalle ich sie einen nach dem andern von ihren Pferden, denn auf dem glatten Eise können sie nur langsam reiten — Fallen erst einige, nehmen die anderen Reißaus — Ich fange mir ein reiterloses Pferd ein und reite auf Tod und Leben —" Blitzschnell zuckten diese Gedanken durch mein Hirn, während ich noch immer nach meinem Browning suchte.

Und der lag in Vaters Träbertonne auf R 1 wohin ich ihn geworfen hatte, als ich von Drei K und seinen Bestien bis auf die Haut untersucht wurde.

Ganz nahe klangen die Hufschläge auf dem Eise. „Gleich werden sie um die Ecke biegen, und ich bin wehrlos ihnen preisgegeben!"

Wer jemals in ähnlicher Lage gewesen, der weiß, daß es unmöglich ist, die Gefühle zu beschreiben, die einen in solchem Moment bewegen!

„Da sind sie —! Nein? Sie halten hinter der Ecke."

Fünf, vielleicht nur drei Schritte weiter wenn sie geritten wären, und sie hätten mich entdeckt! — Die „Vorsehung" hielt sie zurück, die entscheidenden paar Schritte zu tun! —

„Nein, Totwarischtschi, nach dieser Seite ist er nicht abgebogen! Wir können das Eis eine Werst weit klar übersehen, und so weit kann er mit dem Kamel noch garnicht fortgekommen sein."

„Tschok, Mischka, tschok" flüsterte ich meinem Kamel ins Ohr; denn es hob den Kopf und schnupperte in die Luft. Ein Schrei oder

auch nur eine leiſe Bewegung, daß die Powoska knarrte, und ich wäre verraten. Tſchock, Miſchka, tſchock!“

„Auch würde der Hundeſohn nicht ſo dumm ſein, dieſen Weg zu nehmen, weiß er doch, daß er weiter weg garnicht aus dem Fluß herauskommt; denn die Ufer werden immer höher.“

„Richtig, richtig! Er wird nach rechts abgebogen ſein, hoffend, vor uns D—ginſ Chutor zu erreichen, dort ein Pferd zu leihen und zu entkommen. Geben wir eine Salve den Fluß entlang und reiten zurück.“

„Gott ſei Dank!“ ſeufzte ich aus inbrünſtigem Herzen erleichtert auf

Doch! — — hatte ich zu früh gedankt und gejauchzt?!

Erſt ein Pferdekopf und dann ein zweiter zeigten ſich um die Ecke der Biegung.

Krach! donnerte die Salve über's Eis

Miſchka erſchrack und wollte ſich erheben und ſelten erhebt ein Kamel ſich, ohne dabei einen Schrei auszuſtoßen

„Tſchock Miſchka, tſchock! Um Gottes willen, tſchock!“ ſchmeichelte und bat ich das unvernünftige Tier, ihm die Worte ins Ohr flüſternd, ihm die Stirne krauend und Miſchka ſchwieg.

Meine Verfolger ritten zurück, ich hörte ſie ihrem Führer Bericht erſtatten und deſſen weitere Befehle.

Zwei Mann ſollten den fünf, die rechts geritten waren, nachreiten und ihnen ſuchen helfen. Er ſelbſt mit ſechs Mann würde nach A—a reiten. Dahin würde ich meine Schritte lenken, denn das ſei ſchon im Gebiet der „W. R.“ (Das war meine Abſicht geweſen!) Aber fänden ſie mich da, dann würden ſie mich mitnehmen nach B. und dann . .

Darauf ritten ſie ab

Ich wartete, bis ich ſicher war, ſie könnten Miſchka nicht hören, wenn er nicht wollte. Dann befahl ich ihm „Hatſch, Miſchka, hatſch!“ Welches Glück! Miſchka wollte!

Ohne Geſchrei erhob er ſich. Ich führte ihn auf dem Eiſe zurück auf den Weg und das Ufer hinauf und lief dann hinter der Powoska her, um mich zu erwärmen, denn mich fror ſchon ganz erbärmlich!

Drei Werst hatte ich guten Weg vor mir, dann mußte ich abbiegen, um nicht nach A—a zu kommen, wo meine Verfolger mich erwarten wollten.

Nachdem ich mich etwas erwärmt hatte, stieg ich wieder auf die Powoska, hüllte mich in meinen Tulup und - ermüdet und erschöpft von den physischen Anstrengungen und den seelischen Aufregungen — schlief ich ein.

Wie lange ich geschlafen hatte, weiß ich nicht Ich erwachte, als Mischka einen seiner schauerlich klingenden Schreie ausstieß und stehen blieb.

Erschreckt sprang ich auf

Die Sterne waren verschwunden Dichter Nebel hüllte alles in undurchdringliche Finsternis, und Mischka war vom Wege abgewichen stand bis über die Knie in losem Schnee Warum er von der hoch aufgefahrenen Schneebahn herabgegangen, ist mir noch heute ein Rätsel. Ein erfahrenes Kamel tut das nie, und Mischka war sehr erfahren; er war mein Altersgenosse, hatte drei Jahrzehnte hinter sich.

Ich ließ ihn stehen und ging den Weg suchen, fand ihn aber nicht.

Ich wußte nicht, wo ich mich befand. Was tun?

Nebel und Schnee — alles war gleich' eine undurchsichtige milchige Masse, in der ich von meiner Powoska aus Mischkas Kopf nicht sehen konnte, wenn ein Windzug die Nebelschwaden zusammenballte.

Und in dieser Masse irrte ich dann, Mischka am Zügel führend und knietief Schnee stampfend, umher .

Eine Stunde — zwei Stunden . ?

Eine Ewigkeit lang, deuchte es mir!

Mich fror, daß ich ganz zitterte, und die Finger versagten schon den Dienst.

Mischka wollte nicht mehr, ließ sich schleppen, und ich konnte fast nicht mehr weiter.

Plötzlich, als ein Windhauch die Nebelschwaden hin und her wogte, bemerkte ich die verschwommenen Umrisse einer unbewohnten, halbverfallenen Kirgisenzemljanka (Erdhütte)

# Inhalt


Nicht allein, Gedicht .. 5
Heute, Gedicht . .... . 9
Kleine Dinge, Gedicht 10
Am Abend, Gedicht .... . 10
Großmutters Schatz, Erzählung . 11
John Maynard, Gedicht 54
Sanitar Mennonit bei Jmenjk, Gedicht . 55
Im Wandel der Zeiten (In Wort und Bild) 60
Am Vorabend der ruſſiſchen Revolution, Erzählung 63
Der Verleumder und die Schlange, Fabel . 87
Der Reiche und der Poet, Fabel . . 88
Undank iſt der Welt Lohn, Fabel . 90
Im Verhör bei der Tſcheka, Erzählung . 92
Der Greis und der Tod, Fabel . . 112
Dürre in der Prärie, Gedicht . . 113
Silveſterglocken, Erzählung . 115
Mein Bekenntnis, Gedicht 131


Anmerkung. Die auf dem Bilde „Farm im Sandſturm", Seite 113, gezeigte Farm iſt die des Verfaſſers.

Fehlerberichtigung: Auf Seite 10 ſoll das erſte Gedicht die Ueberſchrift „Am Abend" und das zweite die Ueberſchrift „Kleine Dinge" tragen.

Von Peter Klaſſen (Quidam) ſind im Druck erſchienen in:

„Der Nordweſten", Winnipeg

„Wanja" — 1933
„Propagandakommiſſar Berger" — 1934
„Die Geſchichte des Ohm Klaas" — 1935
„Als die Heimat zur Fremde geworden, wurde die Fremde zur Heimat" — 1936
„Der Weg, den die Ahnen gingen" — 1937

„Der Courier", Regina

„Lenin und Trotzky — meine Freunde" — 1935
„In Ontarios ſchwarzem Tann" — 1937
„Woßkreſenije" (Die Auferſtehung) — 1938

„Mennonitiſche Rundſchau", Winnipeg

„Rufe mich an in der Not" — 1934
„Ungaſch Heim" (Plattdeutſch) — 1935
„Verlorene Söhne" — 1936

„Der Herold", Newton, Kanſas, U.S.A.

„So war es" — 1930

„Mennonitiſche Warte", E. Kildonan, Winnipeg

„Wie es bei Willy Hildebrand Weihnachten wurde",
„Der Bauernheld"
und viele andere Kurzgeſchichten, Gedichte, Fabeln und Dialoge. *)

---

*) Sämtliche Jahrgänge der „Mennonitiſchen Warte" (1935, 1936, 1937 und 1938) ſind noch (in Buchform) erhältlich und zum Preiſe von $1.00 pro Jg. portofrei zu beziehen von: Warte Publiſhing Houſe, East Kildonan, Winnipeg, Canada.

Die Erzählung „Als die Heimat zur Fremde geworden, wurde die Fremde zur Heimat“ iſt auch in Buchform erſchienen, 170 Seiten ſtark, portofrei zugeſchickt 50 Cents. Man adreſſiere alle Beſtellungen an den Verfaſſer: Mr Peter J. Maſſen, P O. Superb, Sask., Canada

Druck Gutenberg Publiſhing Company, Limited,
Winnipeg, Canada